pro zukunft

BUCHMAGAZIN FÜR ZUKUNFTSWEISENDE DEBATTEN

2022 | 3

GESCHICHTE • Es könnte alles anders sein
ARBEIT • Neujustierung eines Systems
PHILOSOPHIE • (De-)Montagen

Heft 142 · AT/DE € 5
ISSN 1011-0089

IMPRESSUM

Medieninhaber
Verein der Freunde und Förderer der
Robert-Jungk-Stiftung
Strubergasse 18 / Robert-Jungk-Platz 1
5020 Salzburg, Österreich

Geschäftsführung: Stefan Wally

Chefredakteurin
Katharina Kiening

In dieser Juniausgabe mit Beiträgen von:
Carmen Bayer, Clara Buchhorn,
Martin P. Fladerer, Stefanie Gerold,
Hans Holzinger, Raffael Hiden,
Matthias Koning, Elisabeth Lechner,
Gwendolin Lehnerer, Wenzel Mehnert,
Magdalena Mühlböck, Katharina Schnitzler,
Dhenya Schwarz, Anna-Maria Stadler,
Stefan Wally, Luisa Wilczek

Lektorat
JBZ-Team

Grafische Konzeption: Eric Pratter
Layout/Satz: Katharina Kiening
Druck: Print Alliance, Bad Vöslau

ISSN 1011-0089

***pro*zukunft** ist ein Magazin der

JBZ Robert Jungk Bibliothek für Zukunftsfragen

Partner von

wissen:stadt salzburg

LAND SALZBURG

Aboservice

PRINT +43 662 87 32 06 (Mo–Do 9:30–14:30)
office@jungk-bibliothek.org

DIGITAL Erhältlich als App und über die gängigen Onlinekioske

Folgen Sie uns!

Für Bücher und Neuigkeiten:
@robertjungkbibliothek

Für mehr Infos zur Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen und zum Magazin:
www.jungk-bibliothek.org
www.prozukunft.org

Editorial

Zukünfte? Mehr Zukunft wagen!

Wie geht das? Mehr Zukunft wagen? Und was wollen wir und erwarten wir eigentlich? Das waren die Ausgangsfragen einer digitalen, für alle zugänglichen Gesprächsrunde der Initiative D2030, zu der acht Personen um einen prägnanten dreiminütigen Input gebeten wurden – unser Kollege Hans Holzinger und ich waren eingeladen unsere Perspektiven und Ideen zu teilen. Nachschauen und Nachhören lässt sich das Ganze übrigens auch (Mehr Infos dazu: www.d2030.de).

Warum erwähne ich das hier? Weil ich davon überzeugt bin, dass dieses Magazin eine von vielen Varianten darstellt, wie wir in der Robert-Jungk-Bibliothek (JBZ) und Sie als Leser:in mehr Zukunft wagen können bzw. mehr Zukünfte in unser Denken Einzug halten lassen. Wie das? Unser Gründungsvater Robert Jungk war stets bestrebt, seinem persönlichen Credo „Betroffene zu Beteiligten machen“ gerecht zu werden, das bedeutet unter anderem durch Wissensvermittlung und die Diskussion gegenwärtiger Entwicklungen, Menschen dazu motivieren Zukünfte zu denken und Zukünfte mitzugestalten. Und dieses Magazin ist – neben unseren Veranstaltungsreihen, Video- und Podcastformaten, Studien, Vorträgen etc. – eben einer der Vermittlungs- und Erzählungsstränge, die für unser kontinuierliches Bemühen stehen, diese Idee umzusetzen. Komplexe gesellschaftspolitische Herausforderungen werden durch das Schreiben und Lesen der nachfolgenden Seiten nicht auf einmal gelöst sein, das ist uns schon klar. Aber, wie ich es auch in oben genannter Gesprächsrunde erwähnt habe, große Zukunftserzählungen und Zukunftsideen bestehen aus kleinen Zukunftserzählungen und Zukunftsideen – Anja Mutschler hat in dem Zusammenhang den wunderbaren Begriff „Granularisierung von Zukunft“ gewählt. Ohne das große Bild zu vergessen, kann so eben doch jeder Gedankenanstoß zu weiteren Gedankenstößen führen, Teil von kleinen, mittleren oder großen Veränderungen werden.
In dem Sinne also wünsche ich Ihne viel Spaß bei der Lektüre und hoffe, dass Sie wieder einige inspirierende Wissensdinge finden, die Sie mit Leuten um sich herum teilen und diskutieren.

Herzlich Ihre
Katharina Kiening
Chefredakteurin

© A. Hinderlich

INHALT

pro zukunft

Politik
4 Über Grenzen und Barrieren

Philosophie
8 (De-)Montagen

Ökonomie
13 Denkgewohnheiten reflektieren

Arbeit
18 Neujustierung eines Systems

Gesellschaft
21 Diverse Perspektiven

Geschichte
24 Es könnte alles anders sein

Kurze Rezensionen
16 Acht Bücher. Acht Themen.

Blick über die Grenzen
9 Was diskutiert Frankreich
25 Was diskutieren Großbritannien und die USA

Zukunftsforschung
29 Kurzinterview & Podcasts
31 Veranstaltungen der Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen

Politik
Über Grenzen und Barrieren

Werner Friedrichs überlegt, wie gelingende politische Bildung im Kontext von Krisen aussehen könnte. Klaus von Dohnanyi widmet sich nationalen und europäischen Interessen, während Catherine Belton ein Bild von Vladimir Putin zeichnet. Kristina Lunz erklärt feministische Außenpolitik. Und Michael Blake präsentiert abschließend eine Ethik der Migrationspolitik.

Die Leitfrage für die politische Bildung am Anfang des dritten Jahrtausends lautet entsprechend, wie man der Politik und dem Politischen habhaft werden kann.

Werner Friedrichs (Hg.)

Atopien im Politischen

Werner Friedrichs beschäftigt sich an der Universität Bamberg mit Didaktik der Sozialkunde. Schwerpunkte sind radikale Demokratietheorie, künstlerische Forschung und Diskurse um das Anthropozän sowie zukünftige Existenzweisen. Im vorliegenden Buch stellt er als Herausgeber die Ausgangsfrage, ob im Angesicht der ökologischen, ökonomischen und sozialen Verwerfungen noch über die Zukunft nachgedacht werden könne. Welche politische Bildung könnte eine gelingende sein – oder überhaupt: Müssen wir uns möglicherweise nicht mehr als autonome Subjekte verstehen, sondern „als politische Bildungen nach der Zukunft verwirklichen – weil die Zukunft ohnehin längst verloren ist?“ (S. 11). Friedrichs stimmt aber keineswegs in ein Denken der Beliebigkeit und Hoffnungslosigkeit ein, sondern sieht im Aufgeben der gewohnten Denkfigur der Zukunft – als Fortschritt, als planbares, mit Gewissheit eintreffendes Zukünftiges – einen gangbaren Weg in der heutigen Metakrise. Wollen wir diese gestohlene Zukunft wirklich zurückfordern, war sie doch immer ein Versprechen des Besseren, und trug damit maßgeblich zur Entwicklung der Krisen bei? Es war eine „als Utopie wünschbare, gestaltbare und sogar skalierbare Zukunft“ (S. 13). Dabei ist nicht so sehr das Bild der bleibenden Handlungsfähigkeit, sondern das einer automatisch eintreffenden Zukunft problematisch. Wird das Phantasma einer auf einem Zeitstrahl herannahenden Zukunft aufgegeben, können die Praxen der Gegenwart als „zeitgenerierende, materiell-sinnhafte Konstellationen“ (S. 15) ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken.

Friedrichs geht es demzufolge um das Finden „zukünftigender Praktiken politischer Bildungen“ (S. 17). Eine stets im Kommen begriffene Demokratie, über die nicht gelernt werden kann, sondern die sich in demokratischen Subjektivierungsweisen / politischen Bildungen laufend verwirklicht. Er wählt hier anstelle des Utopiebegriffs, der mögliche Zukünfte imaginiert, den Begriff des Atopischen: es gelte, in Nicht-Orten Verortungen und Verzeitlichungen vorzunehmen (ebd.).

Zusammen mit dem Performer:innenduo JAJAJA organisierte Friedrichs 2019 einen atopischen Stadtrundgang. Zentral für seine Überlegungen ist eine These Jaques Rancières, wonach die politische Ordnung vorgibt, was sinnlich wahrnehmbar ist. Das vorliegende Buch knüpft an dieses Experiment an, um den diskursiven Raum weiter zu öffnen. Im ersten Teil beziehen sich die Autor:innen darauf und versuchen, kommende politische Bildungen zu denken. Es wird über Notwendigkeit und Unmöglichkeit politischer Bildung, Perspektiven der Mensch-Tier-Beziehung, sowie Spiel und Kunst als Methoden für politische Bildung nachgedacht. Mittig findet sich eine Art Manifest einer Kunstfigur Friedrichs, zu dem die Autor:innen im zweiten Teil des Buches Stellung beziehen, und das durchaus kontrovers. Fritz Reheis beispielsweise erklärt die von Friedrichs bevorzugten atopischen Strategien für gefährlich, da sie den Errungenschaften seit der Aufklärung eine Absage erteilen, nämlich der Differenzierung, der Realität und dem Wissen. Er plädiert für ein Zukunftsbild mit Bodenhaftung, und warnt vor ideologischer Anfälligkeit expressionistischer Zukunftsentwürfe (S. 246). Friedrichs bezeichnet diese als „Flaschenpost aus der vergangenen Zukunft“ (S. 21).

Dem Dissens einen Raum geben

Das Buch ist fraglos herausfordernd und kontrovers, sich auf die unterschiedlichen Thesen einzulassen, bedeutet, dem Dissens einen Raum zu geben. Clara Buchhorn

Werner Friedrichs (Hg.):
Atopien im Politischen
Politische Bildung nach dem Ende der Zukunft.
transcript Verlag, Bielefeld 2021; 254 Seiten

Klaus von Dohnanyi

Nationale Interessen

Von Dohnanyi trifft mit seinem Buch über nationale Interessen und welche Rolle diese für künftige Möglichkeiten der Politik spielen angesichts der aktuellen Entwicklungen ins Schwarze – nur nicht zu seinem Vorteil. Das Buch wurde Ende 2021 veröffentlicht und liefert sich mit seiner USA-kritischen sowie tendenziell Russlandfreundlichen Argumentation heftiger Kritik aus. Doch auch wenn man nun so täte als wäre der Krieg in der Ukraine noch nicht ausgebrochen, bietet das Buch genug Ansatzpunkte dafür.

Europa, USA, Russland und China

Von Dohnanyi singt das alte Lied der beim Thema Nationalinteressen zurückhaltenden Deutschen. Ob das der politischen Realität entspricht, wenn man sich Deutschlands Rolle und Position im EU- und Welt-Gefüge anschaut, mag bezweifelt werden. Er argumentiert, dass Nationen das Fundament für jede Entwicklung sind, da der Markt keine steuernde Wirkung hat, um weltweite Krisen überwinden zu können. Nur Nationen haben diese souveräne Handlungsmacht. Somit sollten sich die europäischen Staaten wieder mehr auf ihre Interessen zurückbesinnen, da sie im Laufe der Geschichte und durch die imperialistischen Eingriffe der USA den Blick dafür verloren hätten. So übt er auch harsche Kritik an unseren nur scheinbaren Verbündeten, denen wir uns in der Realität eigentlich unterworfen hätten. Mit weiten Schleifen über die Geschichte erläutert er die US-amerikanische imperialistische Ausrichtung.

Danach werden Russland und China vorgestellt, weit freundlicher, wie sich feststellen lässt: Russland als unser Nachbar, durch die USA in die Blockade-Position gezwungen, China als Welthandelsmacht. Dazwischen befindet sich Europa, das geopolitisch zwischen den Machtansprüchen der drei zerrieben wird. Geopolitisch bildet Europa den Brückenkopf für die imperialistische Geopolitik der USA. Damit das so bleibt stören die USA die Beziehungen zu Russland und China. Auch die Allianz Russland-China soll vermieden werden, was bekanntermaßen im Gegenteil endete. Dohnanyi argumentiert weiter, dass viele der globalen Aktionen der USA ihre Ziele verfehlen und wie sie sich am Ende gar dieser übernommenen Verantwortung entziehen. So gesehen sind die USA ein ständiger Aggressor, der Schauergeschichten über seine Feinde erzählt, um Verbündete bei der Stange zu halten und Taten zu legitimieren. Kann das im europäischen Interesse sein?, so von Dohnanyi immer wieder.

Er zeigt Verständnis für den russischen Ärger über gebrochene Versprechen der USA bezüglich der NATO-Osterweiterung im kurzen Weg der Wiedervereinigung Deutschlands. Die historische Nachvollziehbarkeit des russischen Ärgers legitimiert jedoch keine kriegerischen Auseinandersetzungen bzw. die Drohkulisse dieser. Vielleicht wäre die bessere Frage, ob wir wirklich unsere Geschichte mit alten Mitteln á la Dolchstoßlegenden fortführen wollen.

Von Dohnanyis Argumentation ist historisch verankert. Teils hat man den Eindruck ein Geschichtsbuch zu öffnen, nicht eines zur Zukunft einer neuorientierten europäischen Politik. Wirkt das auf den ersten Blick stichhaltig, findet sich genau darin die Gefahr einer solchen Argumentation. Zunächst ist die Erzählweise sehr schwarz/weiß gehalten, gebündelt mit einer historistischen Perspektive sind einfache Kausalschlüsse schnell gezogen. So argumentiert er auch, die USA bräuchten die Bedrohungskulisse Russland, um ihre imperialistische Politik fortführen zu können. Vielleicht nicht falsch, doch im Umkehrschluss skizziert von Dohnanyi ähnlich die Bedrohungskulisse USA für Europa. Ob das zielführend ist? Ist die Lösung, sich auf nationale Interessen zurückzubesinnen, tatsächlich eine gangbare und gute oder ist die Fokussierung auf sie nicht auch ein Grund für die misslungene internationale Zusammenarbeit? Sollten Nationen nicht vielmehr ein Auge auf gemeinsame Interessen werfen, von denen es inzwischen mehr als genug gibt?

Insgesamt abstrahiert und vereinfacht Dohnanyi viel, was sich auch an Aussagen, dass Staaten etwas denken würden, ablesen lässt. Natürlich ist das absurd, denn Staaten denken nicht und das Bild eines homogen denkenden Staates steht sinnbildlich für diese gefährliche Vereinfachung. Somit bildet der traurige Beweis für die Freundlichkeit unseres Nachbars nur den Höhepunkt der möglichen Kritik.

Historistische Analogien

Dennoch sind die Einblicke nicht uninteressant, wenn auch sicher nicht so von Dohnanyi beabsichtigt: Das Buch zeigt mit den Ausführungen eines Polit-Urgesteins, dass der Kalte Krieg in den Köpfen der Politiker:innen nie geendet hat und dessen Argumente und Denkweisen sich nahtlos in die angebliche Friedenszeit bis heute ziehen. Historistische Analogien allein sind mangelhafte Werkzeuge, um zukünftige Wege aufzuzeigen und bergen die Gefahr der Reproduktion von Fehlern und des Fortführen alter Fehden – also genau das, was wir momentan wieder beobachten dürfen. Und so will ich mit von Dohnanyis Frage enden: Kann das im europäischen Interesse sein? Dhenya Schwarz

Klaus von Dohnanyi: Nationale Interessen
Orientierung für deutsche und europäische Politik in Zeiten globaler Umbrüche. Siedler Verlag, München 2022; 240 Seiten

Europa will Frieden, die USA wollen Macht.

In vielerlei Hinsicht war die jüngste Geschichte Russlands allerdings schon lange vor ihm geschrieben worden.

Lasst uns menschliche Sicherheit zur Priorität machen.

Catherine Belton

Putins Netz

Catherine Belton kennt Russland. Von 2007 bis 2013 arbeitete sie für die *Financial Times* in Moskau, danach für die Nachrichtenagentur *Reuters*. Hier trägt sie aus allen Quellen, die ihr zur Verfügung standen, die Geschichte Vladimir Putins von seinen Jahren als KGB-Agent in Dresden bis zum Jahr 2020 zusammen. Sie geht dabei erzählend vor, weniger analytisch, trotzdem entsteht ein Bild des russischen Staatspräsidenten, das der Komplexität der Entwicklung gerecht wird.

Putin war zwar Agent des sowjetischen Geheimdienstes KGB, ein Marxist war er aber nicht. Diese Theorien seien „hinderliche Märchen“.. Putin galt zu Beginn seiner politischen Karriere als Liberaler, da er aus dem Umfeld des St. Petersburger Bürgermeisters kam, der als pro-westlich galt. (S. 189) Diese Zurechnung half auch bei seiner Beförderung zum Chef der KGB-Nachfolgeorganisation FSB.

Als Präsident setzte er zunächst auf einen marktfreundlichen Kurs. Er führte extrem niedrige Einkommenssteuern ein, ermöglichte wieder Privathandel mit Grund und Boden und bestellte liberale Ökonomen als Berater. Die Marktradikalen aus seinem Umfeld hegten teilweise sogar Sympathie für Augusto Pinochet, den Chilenischen Diktator, der die Wirtschaft seines Landes stark dereguliert hatte. (S. 235f.) Parallel stieg der Ölpreis und Russlands Wirtschaft entwickelte sich positiv.

Der Kapitalismus meinte es allerdings nicht nur gut mit seinem Land. Die unter der Bezeichnung „Darlehen gegen Anteile“ gennannte Privatisierung sorgte dafür, dass die Ressourcen des Landes zu viel zu niedrigen Preisen an Private und an junge Banker gingen, die Kaste der Oligarchen entstand. Mit diesen trug Putin etliche Kämpfe aus, den wichtigsten wahrscheinlich mit Michail Chodorkowski. Putin ging aus den Auseinandersetzungen mit den Oligarchen in der Regel als Sieger hervor.

Der „westliche Putin“ währte nicht lang. Schon als George W. Bush 2002 den Rüstungskontrollvertrag ABM kündigte, fühlte sich Putin betrogen. Immer deutlicher bezog er eine Position, die gegen die NATO und den Westen gerichtet war. Die Wiederauferstehung der russischen Großmacht war nun erklärtes Ziel. Dieses war völlig unvereinbar mit Bestrebungen in Georgien und der Ukraine nach mehr Unabhängigkeit oder einer Annäherung an die NATO. Die Konsequenzen sind kriegerisch. Stefan Wally

Catherine Belton: Putins Netz
Wie sich der KGB Russland zurückholte
und dann den Westen ins Auge fasste.
Harper Collins, Hamburg 2022; 704 Seiten

Kristina Lunz

Die Zukunft der Außenpolitik ist feministisch

Kristina Lunz ist Mitbegründerin des Centre For Feminist Forein Policy (CFFP) in Berlin. Bei einer Veranstaltung der Münchner Sicherheitskonferenz 2020 brachte sie ihre Ideen der Zukunft einer Außenpolitik, die feministisch ist, auf den Punkt: „Eine Vision zu haben, bedeutet, den patriarchalen Status quo infrage zu stellen. Lasst uns abrüsten. Den Export von Waffen stoppen. Feministische Zivilgesellschaft finanzieren. Lasst uns Geschlechterkonfliktanalysen zum Standard machen. Internationale Beziehungen anders unterrichten. Toxische und gewalttägige Männlichkeit angehen. Tödliche autonome Waffensysteme verbieten. In Außenministerien Macht gerecht aufteilen. Menschrechtsverteidiger:innen schützen. Den militärisch-industriellen Komplex zerschlagen. Friedensministerien aufbauen. Lasst uns menschliche Sicherheit zur Priorität machen.“ (S. 360) Feministische Außenpolitik müsse auch intersektional, antirassistisch und antimilitaristisch sein. (S. 369)

Feministische Außenpolitik geht davon aus, dass das Patriarchat kriegerische Folgen habe. Analysen würden zeigen, dass die Unterdrückung der Frauen unmittelbar mit dem Wohlergehen von Nationen zusammenhänge. Je stärker die Gesellschaft Frauen missachte und unterdrücke, desto massiver seien die negativen Folgen: „schlechte Regierungsführung, schlimmere Konflikte, weniger Stabilität, geringere Wirtschaftsleistung, weniger Ernährungssicherheit, schlechtere Gesundheit, verschärfte demografische Probleme, weniger Umweltschutz und sozialer Fortschritt“ (S. 47).

Ein Meilenstein der Feministischen Außenpolitik ist die UN-Sicherheitsratsresolution 1325 aus dem Jahr 2000. Der Sicherheitsrat thematisierte erstmals die disproportionalen Auswirkungen von bewaffneten Konflikten auf Frauen und erkannte an, dass die Beiträge von Frauen zur Konfliktprävention, Friedensschaffung und Konfliktresolution weder ausreichend wertgeschätzt noch Frauen genügend eingebunden werden. (S. 167) Auch die großen Herausforderungen der Zukunft brauchen eine feministische Antwort in der Diplomatie, man denke nur an die Klimakrise. „Die unterdrückenden Dynamiken des Patriarchats mit der allgegenwärtigen männlichen Gewalt gegen Frauen sind auch dafür verantwortlich, dass unsere Umwelt ausgebeutet, unterdrückt und zerstört wird.“ (S. 295) Stefan Wally

Kristina Lunz:
Die Zukunft der Außenpolitik ist feministisch
Wie globale Krisen gelöst werden müssen.
Ullstein Verlag, Berlin 2022; 448 Seiten

Michael Blake

Zwischen Gerechtigkeit und Gnade

Bilden Menschenrechte die einzige Legitimation im Kontext der Aufnahme von Geflüchteten? Michael Blake, Autor des Buches *Zwischen Gerechtigkeit und Gnade* hinterfragt diese Zentrierung auf Menschenrechte und verweist auf die moralische Verpflichtung von Staaten, eine humane Migrationspolitik zu betreiben. Mit der Verschiebung von Gesetzgebungen hin zur Moral wird die Begründung von Regeln und Handlungen jedoch um einiges komplexer. Der Philosophieprofessor beginnt seine Abhandlung daher wohl gezielt mit kontroversen Darstellungen, indem Argumente aufgezeigt werden, welche aus einer gerechtigkeitstheoretischen Perspektive den „Ausschluss ungebetener Immigrantinnen durch eine politische Gemeinschaft rechtfertigen“ (S. 23). Wiederholt wird zudem darauf hingewiesen, dass Gerechtigkeit, Blake bezieht sich auf die Interpretation nach Rawls, zu kurz greift und plädiert daher für eine Erweiterung durch das Konzept der Gnade: „Die Idee der Gnade, so mein Argument, kann uns sowohl dabei helfen die Ethik der Migrationspolitik zu verstehen als auch dabei, eine gerechte Politik in einem zunehmend völkisch und feindseligen gesinnten politischen Gemeinwesen zu befördern.“ (S. 20)

Gerechter Ausschluss?

Das Buch ist entlang von Beispielen aufgebaut, welche sowohl für als auch gegen das Recht auf geschlossene Grenzen argumentieren, wie etwa die Autonomie von Staaten, Lebenspläne von Geflüchteten, aber auch die Unterscheidung von Menschen- und Bürgerrechten sowie abschließend die Rolle von Gnade. Dieser Dualismus zwischen Pro und Kontra Positionen begleitet Leser:innen und mag zunächst zur ein oder anderen Irritation führen: Einleitend werden diverse Wissenschaftler:innen und deren Argumente für offene Grenzen besprochen, um diese im nächsten Schritt durch Blakes eigene Überlegungen zu entkräften. Beispielsweise erscheint es aus der Perspektive der Willkürlichkeit ungerechtfertigt, dass Menschen aufgrund des Zufalls des Geburtsortes grundlegende Rechte besitzen oder eben nicht. Blake argumentiert am Beispiel des Wahlrechts dagegen, denn auch wenn der Zufall ursprünglich ausschlaggebend für das Recht war, so sei es das Verhältnis von Bürger:in zu Staat, also die politische Beziehung, welche eine ungerechte Verteilung des Wahlrechts rechtfertige. Eine fundierte Begründung der Ungerechtigkeit sowie die Betonung von Bürgerrechten anstatt Menschenrechten sind in Blakes Argumentationslinien stets präsent. So kommt der Autor zu folgendem Schluss: „Nichts innerhalb des Begriffs der Gerechtigkeit zeichnet den staatlichen Ausschluss von Migrantinnen als an sich ungerecht aus“. (S. 71) Zwar verlange der Liberalismus nach offenen Grenzen, was jedoch zugleich den rechtlichen Ausschluss von ungebetenen Immigrant:innen erlaube. Allerdings, so Blake, gibt es auch Personen, die aufgrund einer Gefährdung innerhalb ihrer Herkunftsländer sehr wohl ein Recht darauf haben, Grenzen zu überqueren.

Von Gerechtigkeit zur Gnade

In den folgenden Kapiteln wird nun dargelegt, wo eine ausschließliche Konzentration auf die Wahrung von Gerechtigkeit zu kurz greift. Dem Philosophen zufolge fußen Familienzusammenführungen nicht nur auf Basis der Gerechtigkeit, denn „der Staat, der den ausländischen Ehegatten die Einwanderung verweigert, erschwert zwar die Fortsetzung dieser Ehe. Aber es kann nicht behauptet werden, dass er diese Ehe per Zwang verhindert“ (S. 221). Dennoch gibt es Familienzusammenführungen per Gesetz. Womit Blake zur eigentlichen Botschaft des Buches kommt, nämlich, dass Gerechtigkeit als alleiniger Maßstab politischer wie individueller Bewertungen zu kurz greift. „Wir müssen uns in meinen Augen beständig an diese moralischen Tatsachen erinnern; und sei es auch nur, um die Gefahr zu vermeiden, diese Personen [Anm. Geflüchtete] als Last statt als Menschen zu betrachten. Den Wohlhabenden unter uns droht die Gefahr, grausam zu werden – also damit aufzuhören, sich um Gnade, Freundlichkeit oder irgendeine andere der Tugenden zu sorgen, die uns davon abhalten, an die Grenze dessen zu gehen, was das Recht auf Ausschluss uns erlaubt.“ (S. 205) Carmen Bayer

Michael Blake:
Zwischen Gnade und Gerechtigkeit
Zur Ethik der Migrationspolitik.
WBG Academic Darmstadt 2021; 352 Seiten

Die Idee der Gnade [...] kann uns sowohl dabei helfen die Ethik der Migrationspolitik zu verstehen als auch dabei, eine gerechte Politik in einem zunehmend völkisch und feindselig gesinnten politischen Gemeinwesen zu befördern.

Philosophie
(De-)Montagen

Eske Schlüters schreibt von unmöglichen und möglichen Bildern. Corine Pelluchon unterzieht das Erbe der Aufklärung einer konstruktiven Kritik. Über die Kraft von Begegnungen philosphiert Charles Pépin und zeigt dabei, wie bedeutungsvoll unser Handeln ist. Donatella Di Cesare spricht in ihrem Essay unter anderem von der Veränderlichkeit sozialer Räume.

Eske Schlüters

Alles kann ein Bild von allem sein

‚Zugegeben. Was mir wichtig ist, ist nicht das Erscheinungsbild, es ist das Übergehen, die Passage' und die damit einhergehende Überschreitung verschiedenster Bereiche durch deren Montage.

Als Ausgangspunkt für ihr polyphones Schreiben wählt Eske Schlüters einen Satz von Ludwig Wittgenstein: „Alles kann ein Bild von allem sein". Es ist der Beginn eines philosophischen Nachdenkens, einer feministischen Re-Lektüre und eines Sprechens von möglichen und unmöglichen Bildern, von der Darstellung und dem Undarstellbaren.

Eine Montage aus Bildern und Texten

Eske Schlüters ist bildende und schreibende Künstlerin. Ihre künstlerische Praxis verbindet sie in dieser Arbeit mit einem philosophischen Schreiben, sodass eine Montage aus Bildern, eine Montage aus Texten entsteht. Solcherart reihen sich die Teile des Buches auch weniger als Kapitel, denn als Bilder aneinander, wenn es heißt: „‚Alles kann ein Bild von allem sein'; Kann alles ein Bild von allem sein, ‚[s]olange es sich wie ein Bild ähnlich ist'; Kann alles ein Bild von allem sein, sofern es als Bild gesehen werden kann?; Was kann alles ein Bild von allem sein? und Wie kann alles ein Bild von allem sein?" In einer konsequenten Verflechtung von künstlerischer und wissenschaftlicher Annäherung, in der keine Trennung zwischen Theorie und Praxis vorgenommen wird, bekommt das künstlerisch-theoretische Schreiben einen neuen Klang. Leichtfüßig schreibt sich die Autorin dabei in den noch jungen Diskurs künstlerischer Forschung ein und erprobt diesen gleichzeitig. Die Montage dient dabei als Methode, das Arrangieren des „fremden" und „eigenen" Textmaterials wird zur künstlerisch-philosophischen Praxis, in der die Grenzen verschwimmen, wenn Schlüters die Frage nach der Beziehung von Darstellung und Dargestelltem stellt und diese mehrmals hin- und her wendet. Die Art, wie Schlüters die Zitate dabei anordnet und in ihren Text einflicht, erweckt den Eindruck, als würden Georgio Agamben, Hannah Arendt, Michail Bachtin, Karen Barad, Roland Barthes, Walter Benjamin, Bertolt Brecht, Héléne Cixous, Gilles Deleuze, Jaques Derrida, Michel Foucault, Donna Haraway, René Magritte, Maurice Merleau-Ponty, Dieter Mersch, Gertrude Stein, Paul Valéry, Ludwig Wittgenstein uvm. in einen Dialog miteinander treten – und besonders auch in einen Dialog mit Eske Schlüters und einem selbst, als Lesenden. In einem Arrangement, das einem Bühnensetting gleicht, scheint die Anordnung konzeptionell an Auf- und Abtreten angelehnt, wenn die verschiedenen Dialogpartner:innen über die Zeit hinweg ins Gespräch miteinander zitiert werden. Sie ergänzen und widersprechen einander dabei, nicht ohne dass mitgedacht und mitverhandelt wird, wie das Wort sich verändert, wenn es aus dem Kontext genommen und in einen neuen Kontext, in eine neue Nachbarschaft, gestellt wird. Es ist eine Philosophie als Theater, indem die verschiedenen Stimmen sich stellenweise auch zum Schweigen bringen, wenn etwa Deleuze und Wittgenstein aufeinandertreffen. Es ist zugleich ein Spiel mit wissenschaftlichen Arbeitsweisen und Referenzsystemen. Jede zitierende Wiederholung schließt eine Dekontextualisierung und Rekontextualisierung ein. Die doppelte Autorschaft markiert Schlüters durch Anführungszeichen, über die sie mit Hélène Cixous schreibt: „Gerade hinsichtlich einer kritischen/feministischen/politischen Reflexion derjenigen Sprache, in die ‚man [...] hineingeboren [wird]', die (zu) uns spricht und die ‚[uns] [...] ihr Gesetz [diktiert]', sind Anführungszeichen eine Möglichkeit, ihr auf reflek-

tierender Distanz zu begegnen und die ‚Wirkung von Bedeuten-Sollen, vom ›dies soll das heißen‹' zu unterlaufen, was immer die Bildung von nur einem Sinn zu Ungunsten eines möglichen anderen verlangt." (S. 22f.) Erstaunlich ist dabei, wie die Zitate aus unterschiedlichen Kontexten in diesem intertextuellen Verfahren scheinbar nahtlos zu einem neuen Text werden, in dem die Stimme der Autorin mal deutlicher, mal zurückhaltender herausklingt. Sich stellenweise zurücknehmend, um an anderer Stelle mit der eigenen Setzung wieder dringlicher hervorzutreten, gelingt es ihr, dass der Sprachfluss nie ins Leere führt und in seiner assoziativen Form nicht ausfranst, sondern vielmehr der Eindruck entsteht, dass die Autorin alle Fäden in Händen hält. Sie führt dabei durch ein gemeinsames Denken sowie ein gegeneinander Denken. Es ist ein In-Beziehung-Setzen, das sie vornimmt, wobei besonders gelungen jene Stellen sind, an denen Reibungsflächen entstehen.

Ein feinsinnig komponiertes Geflecht

Das feinsinnige und konzise komponierte Geflecht führt dabei immer weiter hinein in Fragen des Sehens und des Sichtbaren, des Träumens und der Repräsentation, der Bedingtheit, Aneignung und Ähnlichkeit. Es führt hinein, in Fragen der Übergänge und des Um-Schreibens. Oder in Hélène Cixous und Eske Schlüters Worten: „‚Zugegeben. Was mir wichtig ist, ist nicht das Erscheinungsbild, es ist das Übergehen, die Passage' und die damit einhergehende Überschreitung verschiedenster Bereiche durch deren Montage." (S. 147f). Dieses poetisch-philosophische Schreiben in Montagetechnik ist eines, auf das man sich einlassen muss. Ein Einlassen, wie ein Eintreten in ein Gespräch, das stellenweise unbequem werden kann. Ein Eintreten in eine Versuchsanordnung, in der Kontexte befragt und Zusammenhänge verschoben werden. „Und da schließlich ‚der Wandel das einzig Beständige [ist]' steckt jedes Bild wegen des ‚sich hierhin und dorthin Wenden[s], erst noch im Prozeß des Werdens': ‚Das Bild und seine Möglichkeit – [...]. Das heißt, das Bild als Wert in einem System mit Variationen betrachten.' Alles kann ein Bild von allem werden", schließt Schlüters gemeinsam mit Virginia Woolf und Paul Valéry. (S. 214) Anna Maria Stadler

Eske Schlüters: Alles kann ein Bild von allem sein
Passagen Verlag, Wien 2021; 240 Seiten

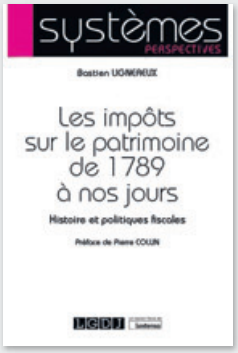
Blick über die Grenzen
Was diskutiert Frankreich

Christophe Blain · Jean-Marc Jancovici

Die Welt ohne Ende

Die Begegnung zwischen einem bedeutenden Comicautor und einem herausragenden Experten für Energiefragen und Klimaauswirkungen führte zu diesem illustrierten Buch in Comicform. Es geht um Themen, die uns alle betreffen. Intelligent, klar und mit Humor erklärt dieses Buch in Form von Kapiteln die tiefgreifenden Veränderungen, die unser Planet derzeit durchmacht, und die bereits beobachtbaren Folgen, die diese manchmal radikalen Veränderungen bedeuten. Jean-Marc Jancovici untermauert seine bemerkenswert fundierte Sicht, indem er die Frage der Energie und des Klimawandels in den Mittelpunkt seiner Überlegungen stellt und gleichzeitig auf die wirtschaftlichen, ökologischen und gesellschaftlichen Herausforderungen eingeht. Dieses fundierte Buch erweist sich als wertvoll, spannend und regt zum Nachdenken über Themen wie insbesondere die Energiewende an, die derzeit durchaus kontroversiell diskutiert werden. Christophe Blain schlüpft in die Rolle des Candide, ähnlich wie in seinem Buch *En cuisine avec Alain Passard* und in *Quai d'Orsay*, das mit dem Fachwissen eines Co-Autors unterzeichnet wurde: ein 120-seitiger Wälzer, der unverzichtbar ist, um unsere Welt einfach besser zu verstehen! Franz Fuchs-Weikl

Christophe Blain, Jean-Marc Jancovici: Le monde sans fin
Miracle énergétique et dérive climatique. Dargaud, Paris 2021; 196 Seiten



Bastien Lignereux

Über Vermögenssteuer

Wenn ein hoher Staatsbeamter über die Geschichte der Vermögensbesteuerung schreibt, ergibt das zwar keine sehr muntere Erzählung, aber ein gut recherchiertes, präzises Buch. Ausgehend von der Revolution, haben deren Politiker, inspiriert von den Physiokraten, eine Grundsteuer eingeführt. Das Kaiserreich bevorzugt indirekte Steuern, um seine Kriege zu finanzieren, und die Monarchien senken die Grundsteuer, um die Besteuerung der Aristokratie und die Anzahl der Wähler in einem Land mit Zensuswahlrecht zu verringern. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden die Besteuerung von Kapitaleinkommen und Erbschaften sowie erste Überlegungen zur Steuerprogression und zur Vermögensbesteuerung.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden die progressive Erbschaftssteuer (1901) und dann die progressive Einkommensteuer (1914) mit niedrigen, aber schnell steigenden Steuersätzen eingeführt. Die Zwischenkriegszeit markiert den Beginn des Kampfes gegen die Steuerflucht. Die folgenden Jahrzehnte werden bis zur Schaffung einer schnell veralteten Vermögenssteuer (ISF) durchlaufen, die schließlich in eine Steuer auf Immobilienvermögen umgewandelt wird: eine schöne Rückkehr zur Physiokratie! Franz Fuchs-Weikl

Bastien Lignereux: Les impôts sur le patrimoine de 1789 à nos jours
Histoire et politiques fiscales. LGDJ, Paris 2022; 168 Seiten

Was die Rettung der Ideale der Vergangenheit angeht, so erfordert sie, dass man sie bewusst und behutsam aufgreift, also neu formuliert.

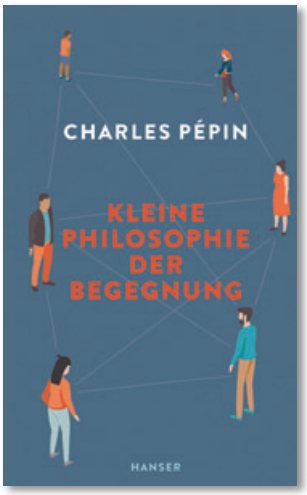
Corine Pelluchon

Das Zeitalter des Lebendigen

Europa ist in der Krise, das Abendland zweifelt an sich selbst. Ökologische, soziale, ökonomische und geopolitische Krisen sind von größter Brisanz und die einstmals aufklärerischen Werte ihrer Demokratien werden durch Populist:innen und autokratischer werdende Regime destruiert. Gründe dafür sieht die europäische Denkerin Corine Pelluchon in dem Umschlagen der Aufklärung in seine eigene Verdunkelung – durch den Verfall des Rationalismus in Irrationalismus, in Gegenaufklärung und in Ressentiment, die einen Vertrauensverlust in die Vernunft und in demokratische Institutionen zur Folge haben. In diesem Sinne fragt Pelluchon: Ist die Aufklärung gescheitert, oder trug sie den Keim ihrer eigenen Zerstörung bereits in sich? Diese Frage, die sich schon in den Debatten der Kritischen Theorie wiederfinden lässt, greift Corine Pelluchon in ihrem neuen Buch *Das Zeitalter des Lebendigen. Eine neue Philosophie der Aufklärung* auf. In ihm unternimmt sie den Versuch, das Erbe der Aufklärung einer konstruktiven Kritik zu unterziehen, es von seinen Dualismen und Herrschaftsschemata zu befreien und seine Werte aufrecht zu erhalten.

Pelluchon schlägt vor, das Schema der Herrschaft, das unter dem neoliberalen Prinzip von Rendite und Wettbewerb fungiert, von einem Wertschätzungsschema ablösen zu lassen, in dem Demut und die Grenzen der eigenen Vernunft zu Autonomie und kritischer Verstandeskraft führen. Konkret soll dies über den ökologischen Wandel erfolgen, der mit Pelluchon das Projekt der Philosophie im Zeitalter des Lebendigen auf ökonomischer, gesellschaftlicher und politischer Ebene umsetzt. Das ökonomische Wertschätzungsschema gründet auf dem Erleben der Zugehörigkeit zur gemeinsamen Welt, das den Wunsch weckt, Sorge für unsere Erde und für andere zu tragen. Sie sieht hier ein zivilisatorisches Emanzipationsprojekt angelegt, das eng verbunden ist mit dem europäischen Werteprojekt, demokratischen Prinzipien und Institutionen und der Rettung des Rationalismus, von dessen Los auch das der Aufklärung abhängt. Untrennbar verbunden mit einem Humanismus der Alterität und Diversität ist die Aufklärung im Zeitalter des Lebendigen Pelluchons Antwort auf die Krisen unserer Zeit und ihr Buch ein hoffnungsvoller Vorschlag für ein neues Erwachen. Gwendolin Lehnerer

Corina Pelluchon: Das Zeitalter des Lebendigen
Eine neue Philosophie der Aufklärung.
wgb Academic, Darmstadt 2021; 320 Seiten



Die beste Art, anderen zu begegnen, ist, ihnen zu vertrauen.

Charles Pépin

Kleine Philosophie der Begegnung

Begegnungen prägen unser Leben. Doch diese sind nicht nur zufällig, auch die eigene Bereitschaft spielt eine Rolle. Wer sich auf das Unvorhersehbare vorbereitet, kann den Zufall zu seinem Verbündeten machen, so Charles Pépin. Der Philosoph zeigt, welche Kraft Begegnung hat, und wie bedeutungsvoll unser Handeln und unsere Verletzlichkeit sind. Er untersucht das Wesen der Begegnung mithilfe verschiedener Denker:innen des 20. Jahrhunderts, darunter Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Sigmund Freud, Martin Buber, Emmanuel Levinas, Jean-Paul Sartre, Simone Weil und Alain Badiou. Die Betrachtung von Begegnungen in Filmen, Romanen oder Gemälden vertiefen seine Gedanken.

Der Autor geht verschiedenen Phänomenen nach, wie dem Empfinden, jemanden, den man soeben erst getroffen hat, schon lange zu kennen; oder der lustvollen Neugier, die eine offenkundige Andersheit zu wecken vermag. Warum fühlen wir uns angezogen von dem, was uns fremd ist? Manch eine Begegnung verleiht Flügel: gemeinsam fühlt man sich zu mehr fähig, oder es öffnet sich ein neues Feld der Möglichkeiten. Weiters untersucht er Bedingungen, die Begegnung ermöglichen: Das Hinausgehen und Aus-sich-Herausgehen, sowie die innere Bereitschaft, die Maske abzulegen. Letztlich gelte es, dem Ungewissen zu vertrauen. Auch virtuelle Kennenlernplattformen können Begegnung ermöglichen: sie öffnen ein Fenster zu Menschen, zu denen es sonst keinen Zugang gäbe. Im letzten Teil erkundet Pépin das rätselhafte Bedürfnis, dem zu begegnen, was nicht wir selbst sind, uns aber dazu verhilft, wir selbst zu werden. Sehr anregend sind hier die unterschiedlichen Lesarten: eine anthropologische, eine existenzialistische, eine religiöse, eine psychoanalytische und eine dialektische. Trotz einiger Widersprüche haben sie eine Sichtweise gemeinsam: „Alles wirkliche Leben ist Begegnung“ (S. 193, nach Martin Buber).

Das Buch rührt an die große Frage, wo und wie Begegnung heute stattfindet – ist sie doch nach wie vor unentbehrlich für unsere Existenz. Klappt Begegnung beispielsweise im digitalen Raum? Findet sie noch statt, wo es gilt, sich selbst als perfekt zu inszenieren? Pépin sieht keineswegs das Ende aller Begegnung, vielmehr lädt er ein, die Kraft von Begegnung neu zu entdecken, und zu vertrauen – auf die immer neuen Wege, die sie findet, und die ungeahnten Energien, die echte Begegnung zu wecken vermag. Clara Buchhorn

Charles Pépin: Kleine Philosophie der Begegnung
Carl Hanser Verlag, München 2022; 256 Seiten

Donatella Di Cesare

Die Zeit der Revolte

In Anlehnung an Pierre Bourdieus berühmtes Diktum „Soziologie ist ein Kampfsport“, formiert sich auch im Modus des Philosophierens eine Kampfzone. Jedenfalls ist das der Fall, wenn man der Akzentuierung von Donatella Di Cesare folgt. Philosophie ist demnach stets eine politische Praxis, im Philosophieren muss notwendigerweise Stellung zu virulenten Gegenwartsdiskursen und sozialen Problemzusammenhängen bezogen werden. Die Ambitionen philosophischer Praxis liegen im Einmischen, im politischen Gestalten, dann erst ist Philosophie eine Lebensform.

Diese Akzentuierung von Philosophie steht wohl exemplarisch für Di Cesares Werk, die an der Universität La Sapienza in Rom theoretische Philosophie lehrt. Dieser Programmatik kann indes in *Von der politischen Berufung der Philosophie* (Matthes & Seitz, 2020) auf komprimierte Weise nachgespürt werden, deren Spuren sich dann im aktuellen Essay *Die Zeit der Revolte* (Merve, 2021) auf knappen 140 Seiten weiter ausbreiten. Darin entwirft Di Cesare ein politisches Panorama der Gegenwartsgesellschaft über die Praxis der Revolte, das durch sprachliche Prägnanz und philosophische Reflexionskunst überzeugt. Anhand von Essay-Miniaturen wird dabei die Vielgestaltigkeit der Revolte, respektive deren Potentiale wie Fluchtlinien, skizziert; die kurz gehaltenen Kapitel entkommen insofern der verlockenden Geste einer Gesellschaftsdiagnose, die wohl in der Revolte das vermeintliche strukturgebende Merkmal der aktuellen Gesellschaftsformation ausfindig machen würde: Die Rede ist von der Zeit der Revolte, nicht der Gesellschaft der Revolte.

Revoltieren

Die Gattungstypik des Essays darf hier als Rückbesinnung auf Montaigne verstanden werden, tastet sich Di Cesare darin doch selbsterprobend und von diversen Perspektiven auf das gegenwärtig um sich greifende Phänomen der Revolte heran; stets normativ konturiert, und kontroversiell formuliert. „Die Revolte verleiht einem noch meist unscharfen Unbehagen Ausdruck“ (S. 23), heißt es zu Beginn, wodurch auf das affektive Momentum als relevante Bestimmungskategorie der Revolte rekurriert wird. Das Erheben der politischen Stimme vollzieht sich zunächst aus einer kollektiven Stimmungslage heraus, die notwendigerweise einer emergenten Logik entspringt. Geplant und durchstrukturiert ist hier noch nicht viel, die Formen der Revolte sind viel eher Mikrologiken gegen die staatliche Souveränität. Es sind kleine Gegenbewegungen, die sich bilden, und die im Sinne von Di Cesare notwendig für ein radikales Neudenken und Konfigurieren von Politik, Staat und öffentlichem Raum sind. Elementarer Bezugspunkt in Di Cesares politischer Philosophie ist dabei stets die Einsicht: der soziale Raum ist veränderbar und muss auch verändert werden. Auch wenn das toxische Gemengelage der Automatismen Kapitalismus und Globalisierung der Konstitution von Revolten bereits im Keim ihrer Neuformierung den Wind aus den Segeln zu nehmen scheint, ist ihre Realisierung dringend geboten. Die Revolte irritiert unsere eingeübten Zeithorizonte, imaginiert in actu alternative Welten und Szenarien, sie ist in diesem Sinne ein „anarchischer Übergang in ein Übermorgen“ (S. 144) und insofern Wegbereiter für ein neues politisches Denken auf philosophischem Fundament.

Raum-Werden

Di Cesare interessiert sich zuvorderst für den Übergang von einzelnen Revolten zu zusammenhängenden Prozesslogiken. Auch wenn die interpretative Sortierung noch kein übergeordnetes Bild einzufangen imstande ist, steht doch die erkenntnisleitende Hypothese einer globalen Perspektive Pate für Di Cesares Überlegungen. Diese korrespondieren generell mit einer äußerst kritischen Sicht auf herkömmliche, das heißt als überkommen erachtete Auffassungen von Staatlichkeit und politischer Gestaltung. Immer wieder wird die Leserschaft an die agora als denjenigen politischen Versammlungs- und Ausverhandlungsort erinnert, an dem sich im antiken Griechenland stetig neue Formen einer „öffentliche[n] Ordnung“ (S. 24) ausgestaltet haben – und im aktuellen Gewand wieder gestalten lassen würden. Ganz allgemein erweist sich die Raumdimension als wesentlicher Aspekt politischer Auseinandersetzungen, wie Di Cesare immer wieder anschaulich darzulegen weiß. In luziden Querverbindungen und anschlussfähigen Interpretationen gegenwärtiger Ereignisse und Szenen entsteht somit eine prägnante und nachvollziehbare Lektüre politischer Realitäten. „Snowden, Assange und Manning sind Symbolfiguren des 21. Jahrhunderts“ (S. 128), ihr Auftritt sei gerade wegen ihrer subversiven Herangehensweise zu befürworten, fordern diese doch das Recht, den Staat an sich heraus – die nötigen Bausteine einer globalen Sichtweise, einer neuen Form politisch zu revoltieren. Und zugleich mit wesentlichen Implikationen für die Zukunft der Philosophie.

Raffael Hiden

Donatella Di Cesare: Die Zeit der Revolte
Merve Verlag, Leipzig 2021; 128 Seiten

Die Revolte verleiht einem noch meist unscharfen Unbehagen Ausdruck.

Das Eigentum ist als geltendes Recht Ausdruck eines gemeinschaftlichen Willens, das daher solange gilt und wirkt, solange es allgemein anerkannt wird.

Alexander von Pechmann

Die Eigentumsfrage

„Die Aufklärung verstand Zukunft als Fortschreiten von einem gegenwärtig schlechteren oder niedereren zu einem besseren oder höheren Zustand“, so Alexander von Pechmann, doch „der Zukunftsraum schließt sich“ (S 13). Das „Prinzip Hoffnung“ habe sich gewandelt zum „Prinzip Verantwortung“ (S. 16). Das Ziel heute sei, „so zu handeln, dass es den künftigen Generationen nicht schlechter geht“ (ebd.). Dieses Ziel sei jedoch nur erreichbar, so die zentrale These des Philosophen, wenn wir uns vom gegenwärtig dominierenden, auf das Individuum zugeschnittenen Eigentumsbegriff lösen und durch jenen einer Art Globaleigentum ersetzen. Die Erde gehöre niemanden und zugleich allen, sie als Lebensraum intakt zu halten, sei mit dem privatrechtlichen Eigentumsverständnis nicht hinzukriegen. „Das Eigentum ist als geltendes Recht Ausdruck eines gemeinschaftlichen Willens, das daher solange gilt und wirkt, solange es allgemein anerkannt wird.“ (S.28) Das je gültige Eigentumsrecht sei daher begründungspflichtig und veränderbar. Die Frage sei, „welche Formen des Eigentums die Lösung unserer Probleme verhindern und welche Formen die Bedingungen ihrer Lösungen enthalten“ (S. 29).

Pechmann skizziert den Eigentumsbegriff als Rechtsbestand in der Tradition des römischen Rechts, auf dem der Kapitalismus fußt, sowie im Sinne eines Kollektiveigentums, auf dem der Kommunismus aufbaute. Auch wenn die bisherigen Realexperimente damit nicht befriedigend gewesen seien, müsse wieder darauf rekurriert werden. Warum? Das Verhältnis von kollektiver Produktion und individueller Konsumption seien in totaler Schieflage. Die weltweit produzierten Lebensmittel müssten auf alle Erdenbürger:innen verteilt werden. Pechmann fragt auch, wer für den Müll verantwortlich ist, der in der Welt hinterlassen wird, und wer für den menschengemachten Klimawandel geradesteht. Unter dem Regime des privaten Eigentumsrechts sowie der „ökonomischen Logik der Wertvermehrung“ (S. 129) sei es unwahrscheinlich, „dass die ökologische Krise sowie die soziale Frage gelöst werden können“ (S. 130). Denn die „winzige und diskrete Gruppe der kapitalistischen Eigentümer“ (S. 142) verfüge über die Macht, „das globale System der Produktion und Konsumtion nach ihren Verwertungsmustern zu organisieren“ (ebd.).

Der globalen Welt der mächtigen Reichen stehe die „lokale Welt der machtlos Armen“ (S. 142) gegenüber. Die Eigentumsfrage bestehe daher in der Suche nach einer normativ-rechtlichen Ordnung, „in der sich die Inbesitznahme der Erde so vollzieht, dass die Produktion und Konsumtion der nützlichen Güter nach dem Grundsatz ökologischer Nachhaltigkeit und die Distribution dieser Güter nach dem Grundsatz sozialer Verträglichkeit geschehen.“ (S. 143)

Modelle solidarischer Ökonomie sieht Pechmann kritisch, weil es utopisch sei, „das Verfahren einer freien und selbstbestimmten Willensbildung auf das globale System der Produktion und Distribution zu übertragen“ (S. 145). Theorien der Gerechtigkeit wie jene von Rawls wiederum würden nur „allgemeine Grundsätze“ (S. 146) liefern, nach denen bestehende Rechtssysteme moralisch zu beurteilen seien. Pechmann zielt auf die Frage nach dem globalen Eigentum, also wem die Erde gehöre. Da diese allen Menschen gehöre, schlägt er als „Person des Eigentums“ (S. 153) die Vereinten Nationen vor, in der eben alle Erdenbürger:innen vertreten seien. Damit sei die Eigentumsfrage beantwortet: „Die rechtliche Sache der Menschheit ist die Erde und umgekehrt ist die Erde rechtlich die Sache der Menschheit, weil dieser innere Zusammenhang von Menschheit und Erde von der Weltgemeinschaft anerkannt ist.“ (S. 159)

Eine konsequente Argumentation

Pechmann argumentiert schlüssig mit seinem Plädoyer für einen radikal neuen Eigentumsbegriff. Wie dessen Umsetzung praktisch gehen könnte, überlässt er aber der Politik. Er verweist auf den UN-Sicherheits-, Wirtschafts- und Sozialrat sowie auf die einschlägigen UN-Umweltabkommen, konstatiert aber, dass den Vereinten Nationen derzeit „material die Mittel und damit die Macht fehlen“ (S. 159), um den „richtigen Gebrauch von ihrer Sache“ machen zu können. Die Vereinten Nationen seien daher ein „machtloser Eigentümer“, „das rechtliche Sollen und das physische Können fallen auseinander“ (S. 159). Dennoch gäbe es Anzeichen zur Verrechtlichung der Weltgesellschaft, was „mehr als 200.000 internationale Vereinbarungen und mehr als 37.000 internationale Organisationen“ (S. 165) beweisen würden. Die Nationalstaaten seien zwar legitimiert, um zum Wohl ihrer Nation zu arbeiten. Die Kapitalisten hätten aber das „von den Nationalstaaten geschützte Recht, als private Eigentümer des Reichtums alle anderen von dessen Gebrauch auszuschließen.“ (S 169) Beide agierten daher nicht im Sinne des Gemeinwohls.

Resümee: Theoretisch argumentiert Pechmann konsequent, die Mühen der Ebene des Umsetzens werden aber wohl schrittweise anzugehen sein – durch weitere globale Vereinbarungen und sich erneuernde nationale Verfassungen, die das Gemeinwohl weiter stärken, durch zahlreiche politische Kämpfe. Der einheitliche „Weltwille“ ist nicht in Sicht. Hans Holzinger

Alexander von Pechmann: Die Eigentumsfrage im 21. Jahrhundert. Ein rechtsphilosophischer Traktat über die Zukunft der Menschheit. transcript Verlag, Bielefeld 2020; 408 Seiten

Ökonomie
Denkgewohnheiten reflektieren

Warum sollte Geld politisch oder unpolitisch sein? Darüber denken wir mit Aaron Sahr nach. Frank Adler vertritt einen systemkritischen Ansatz, wenn er eine Abkehr vom Wirtschaftswachstum fordert. Bernhard Ungericht gibt einen historischen Abriss über die Steigerungslogik des Wirtschaftens. Silke van Dyk und Tine Haubner widmen sich dem sogenannten Community-Kapitalismus.

Aaron Sahr

Die monetäre Maschine

Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, warum Geld politisch oder unpolitisch sein sollte? Unter der Brille der etablierten Tauschtheorie des Geldes stellt sich diese Frage nicht, denn freilich sollte Geld tunlichst unpolitisch sein und deren Produktion und Steuerung nicht in staatlichen, also politischen Händen liegen. Geld bestimmt jedoch unser Leben in eigentlich jedem Bereich, seine Verteilung schafft (Un-)Abhängigkeiten und die Grundprämisse der Gesellschaften ist das Streben nach Geld und der Vermehrung dessen: „In Geldgesellschaften wie der unsrigen [macht] Geld lebens- und überlebensfähig – weil Geld kurz gesagt Handlungsfähigkeit, also: Macht bedeutet." (S. 11) Wenn Geld quasi das Fundament unserer Gegenwart ist, wie kann es dann überhaupt unpolitisch sein?

Aaron Sahr zeigt in seiner Kritik der finanziellen Vernunft, dass das ein Trugschluss ist. Geld hat für ihn eine genuin politische Architektur. Dennoch kann man in der Beobachtung öffentlicher Debatten sehen, dass beim Thema Geld nur über dessen Verteilung gesprochen wird (werden darf), nicht aber über dessen Schöpfung, die axiomatisch keinesfalls in politischen Handlunsgbereich geraten darf: Geld muss erwirtschaftet werden und der Staat kann das nur durch Steuern.

Weg von der tauschtheoretischen Brille

In diversen wissenschaftlichen Bereichen wurden bereits Trugschlüsse der tauschtheoretischen Brille aufgedeckt, die Erkenntnisse gelten in der Community als anerkannt. In der Praxis finden sie jedoch keine Anwendung, mehr noch: Sie erfahren deutliche Kritik und werden wie etwa die Modern Monetary Theory als gefährliche sozialistische Vorstöße diffamiert. Weltweit steigt die Geldmenge, nicht aber Wachstums- und Wohlstandsraten. Weltweit mussten Zentralbanken entgegen einer Deflation arbeiten. Deflation ist eigentlich ein Symptom von Geldmangel, während bei hohen Geldmengen eine Inflation erwartet wird. Diese Paradoxa wie auch der Gegenwind bei alternativen Betrachtungsweisen unseres Geldsystems sollten aufhorchen lassen – denn sie können als Symptome einer Ideologie vom unpolitischen Geld interpretiert werden. Warum dürfen Staaten kein Geld schöpfen, warum haben sie diesen Teil ihrer Souveränität abgegeben, warum dürfen Zentral- und Privatbanken das, was anderen verwehrt bleibt – Geld schöpfen, statt es erwirtschaften zu müssen?

Geld ist mehr als ein Tauschmittel

Aaron Sahr schlägt argumentatorische Schleifen, Schlüsse und Bestandteile werden teils Mantragleich wiederholt, um die Lesenden auf Kurs zu halten und der Gefahr wieder und wieder in ausgefahrene Spurrillen der ideologischen tauschtheoretischen Denkschemata zu fallen vorzubeugen. Er zeigt, dass Geld mehr als ein Tauschmittel ist: Es ist eine Beziehung zwischen Gläubiger:innen und Schuldner:innen durch eine dynamische Verkettung von Forderungen, es ist eine Praxis zwischen Geld erschaffen und vernichten. Die monetäre Maschine ist eine Infrastruktur, die anderen Infrastrukturen wie dem Stromnetz ähnelt, und Infrastrukturen sind als Ordnungsmaschinen nun mal genuin politisch. Diese Einsichten ergeben sich jedoch erst mit der bilanztheoretischen Brille und der Shift dahin ist schwer – das Zurückfallen in die Spurrillen der Tauschtheorie ist tief in unsere Denkschemata eingraviert. Gelingt der Wechsel, ergibt sich ein neuer Blick auf die wichtigste Infrastruktur moderner Gesellschaften. Und die Frage, warum wir die Axiome, nach denen sie im Moment geführt wird, dringend hinterfragen müssen, um in den aktuellen und kommenden Krisen handlungsfähig zu bleiben: „Die Tabuisierung politischer Geldschöpfung ist [...] ein Effekt von liberalem Anti-Etatismus und genereller Demokratieskepsis. Wir müssten ernsthaft besprechen, warum wir Staatsoberhäuptern lieber die Kontrolle über Atomwaffen anvertrauen als über unsere eigene monetäre Infrastruktur." (S. 360) Dhenya Schwarz

Aaron Sahr: Die monetäre Maschine
Eine Kritik der finanziellen Vernunft.
C.H. Beck Verlag, München 2022; 447 Seiten

Die Länder der Eurozone regieren also nicht nur nicht über ihr eigenes Geld, sondern haben die Kontrolle über ihre eigene Zahlungsfähigkeit bereitwillig abgetreten.

Der Glaube, Probleme auf dem gleichen Weg und mit den gleichen Paradigmen erfolgreich bearbeiten zu können, die sie verursacht haben, ist tief verwurzelt.

Wenn man sich verirrt hat, empfiehlt es sich, an jene Orte zurückzukehren, an denen man falsch abgebogen ist.

Frank Adler

Wachstumskritik, Postwachstum, Degrwoth

Die Dekarbonisierung des Wirtschaftens erfordert einen umfassenden Strukturwandel – darüber herrscht mittlerweile weitgehend Einigkeit. Doch während die einen ausschließlich auf technologische Innovationen setzen, fordern andere eine Abkehr vom Wirtschaftswachstum. Zu ihnen zählt der Sozialwissenschaftler Frank Adler, der die Diskussionsstränge von den unterschiedlichen Zugängen zur Wachstumskritik über die frühen Postwachstumsansätze bis hin zu den aktuellen Diskursen dazu nachzeichnet – konservative Wachstumskritik kommt dabei ebenso zur Sprache wie kapitalismuskritische Ansätze, aber auch linke Kritik an Postwachstum.

Adler vertritt einen systemkritischen Ansatz. Fünf Eigenschaften einer Postwachstumswende benennt er dazu: 1) Reformen sollen „im Rahmen der gegebenen sozioökonomischen Ordnung durchsetzbar sein“, es gehe aber auch um die „Enttabuisierung der Eigentumsfrage“ im Bereich der Grundgüter. 2) Veränderungen müssen strukturell *und* kulturell vorangebracht werden. 3) Der Wandel soll zu einer lebensweltlichen Verbesserung „großer, repräsentativer Gruppen und Milieus der Bevölkerung beitragen“ (S. 484). 4) Die Anknüpfung an praktischen Neuansätzen, also gelebten „Realutopien“, könne den Wandel anschaulich machen. 5) Reformbündel müssten „unterschiedliche Geschwindigkeiten“ der zu regulierenden Prozesse berücksichtigen (S. 485).

Der Autor setzt an der geänderten Bewusstseinslage vieler Menschen an und zitiert hierfür mehrere Studien. Bei einer Umfrage „Umweltbewusstsein in Deutschland“ (2017) hätten 55 Prozent voll und 91 Prozent überwiegend der Aussage „Wir müssen Wege finden, wie wir unabhängig von Wirtschaftswachstum gut leben können“ zugestimmt (S. 489). „Beträchtliche Minderheiten“ von einem Fünftel bis einem Viertel der Bevölkerung, bei den 14- bis 22-Jährigen ein „reichliches Drittel“, seien aufgeschlossen für eine sozialökologische Transformation. Diese Gruppen sollen als Erstes angesprochen und gewonnen werden (S 487). Auch Milieustudien des Umweltbundesamtes würden zeigen, dass es für Veränderung offene Gruppen gäbe. „Durchschnittliche Lohnabhängige“ und Gewerkschaften wiederum sollen durch eine Debatte über „gute Arbeit“ gewonnen werden (S. 494). Resümee: Der Band gibt einen guten Überblick über die Postwachstumsdebatte. Hans Holzinger

Frank Adler:
Wachstumskritik, Postwachstum, Degrowth
Wegweiser aus der (kapitalistischen) Zivilisationskrise. oekom Verlag, München 2022; 616 Seiten

Bernhard Ungericht

Immer-mehr und Nie-genug!

„Wenn man sich verirrt hat, empfiehlt es sich, an jene Orte zurückzukehren, an denen man falsch abgebogen ist“, schreibt Bernhard Ungericht, der einen historischen Abriss über die Steigerungslogik des Wirtschaftens sowie seine Verquickung mit Herrschaft und sozialen Hierarchien liefert. (S.12) Drei Merkmale nennt der Autor für diese „Ökonomie der Maßlosigkeit“: „die Macht der Elite, der Drang zur Expansion und repressive Gewalt.“ (S. 21) Ihre Ursprünge findet er in sumerischen Stadtstaaten, als sich erstmals eine kleine Elite von Beamten, Priestern und Königen über die Bevölkerung stellte und dem egalitären Zusammenleben in kleineren Einheiten ein Ende setzte. Privatisierung von Land sowie Schuldverhältnisse seien zu „ökonomischen Machtmitteln“ (S.21) geworden und hätten die Menschen ihrer Freiheit und Selbstbestimmung beraubt.

Mit der Ausbreitung des Münzgeldwesens verbindet Ungericht den neuen militärischen Expansionismus – Söldnerheere wurden mit Geld entlohnt, Naturalabgaben durch Steuern ersetzt. Während die griechische Antike und das Römische Reich mit der Absolutsetzung des privaten Eigentums zum „Aufstieg der Ökonomie der Maßlosigkeit“ geführt habe, sprenge die Ökonomie der Neuzeit alle Grenzen. „Maßloser Konsum und imperialer Lebensstil“ (S. 156) würden die Krisen der Jetzt-Zeit bestimmen. Ungericht führt weiter aus, wie das quantifizierende Denken den Menschen selbst verändert (hat). Drei neue Erzählungen würden dieses Denken bestimmen: „Das Bild einer unerschöpflichen und grenzenlos ausbeutbaren Natur, die Idee vom Fortschritt und das Bild vom Menschen als ein natürlicherweise egoistisches, habgieriges Individuum.“ (S. 226) Abschließend setzt Ungericht einigen dystopischen Ausblicken wie der weiteren Zunahme der Elitenmacht durch Kontroll- und Überwachsungstechnologien die Hoffnung auf einen „Pfadwechsel“ (S. 256ff.) entgegen: „eine Kultur der Genügsamkeit und des Maßhaltens, eine Kultur der Solidarität mit denen, die schlechter gestellt sind, und eine Kultur des Mitgefühls für alles Leben auf diesem Planeten“ (S. 256). Aber dies sei mit „Selbstdeprivilegierung“ verbunden, was den Wandel nicht leichter mache.

Ein informatives, bestens recherchiertes und zugleich beklemmendes Buch, das dazu einlädt, unsere Bilder von Wohlstand und Fortschritt grundlegend zu revidieren. Und das die Gewalttätigkeit der modernen Ökonomie herausarbeitet.
Hans Holzinger

Bernhard Ungericht:
Immer-mehr und Nie-genug!
Eine kurze Geschichte der Maßlosigkeit.
Metropolis Verlag, Marburg 2021; 309 Seiten

Silke van Dyk · Tine Haubner

Community-Kapitalismus

Gemeinschaften stärken und das Miteinander in den Mittelpunkt zu stellen wird gegenwärtig von Vertreter:innen unterschiedlichster Interessensgruppen gefordert. Ehrenamt und gemeinschaftliche Lebensformen stehen hoch im Kurs. Was an einen wünschenswerten Systemwandel erinnert, welcher sich vom Konsum als Ideal verabschiedet und stattdessen gemeinschaftliche (Re-)Produktion vorzieht, sehen die beiden Sozialwissenschaftlerinnen Silke van Dyk und Tine Haubner kritisch. Die Autorinnen beziehen sich mit ihrer Kritik jedoch nicht auf das Ehrenamt per se sondern auf die durch jahrelange „Privatisierung, Deregulierung und Kommodifizierung" entstandene Krise der sozialen Reproduktion. (S. 7) Einleitend erhalten Leser:innen Einblick in bisherige Analysen zu gemeinschaftsbasierten Sorgepotenzialen in der Wohlfahrtsstaats- und Care-Forschung. In diesem Abschnitt zeigt sich, dass seit den 1990er Jahren aktivierende Ansätze wie Hilfe zur Selbsthilfe nicht nur an Individuen gerichtet wurden, sondern diese Logik sukzessive auch zivilgesellschaftliches Engagement durchdrungen hat.

Informalisierung von Arbeit über die Familie hinaus

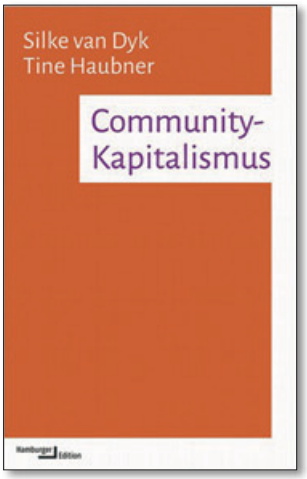
Van Dyk und Haubner verorten einerseits im Rückgang der innerfamiliären Ressourcen für unbezahlte Care-Arbeiten und andererseits im „herben Imageschaden, den der Neoliberalismus mit der Finanzmarktkrise 2008 ff. erlitten hat" (S.18), Faktoren, welche aus der Zivilgesellschaft und den daran gekoppelten Netzwerken eine neue Quelle für wohlfahrtsstaatliche Leistungen erzeugt haben. Der Mangel an unbezahlten Arbeitskräften, verursacht durch den vermehrten Einstieg von Frauen in die Erwerbsarbeit, trifft auf das zunehmende gesellschaftliche Bedürfnis nach Gemeinschaft. Diese Sehnsucht kann genützt werden, um auch außerhalb der Familie Communitys zu finden, welche als ausgleichendes und kostenfreies Care-Arbeitspotential eingesetzt werden. Kritisch sehen die beiden Autorinnen die fehlende Sensibilität der Care-Forschung dieser Entwicklung gegenüber: „Dass der Sorgebegriff im sozial- und pflegepolitischen Leitbild ‚sorgender Gemeinschaften' als Legitimationsrahmen einer staatsentlasteten Verantwortungsteilung fungiert und dabei seiner feministisch-kritischen Stoßrichtung enthoben wird, wird in der Care-Forschung bislang allerdings zu wenig problematisiert." (S. 27)

Über das Bedürfnis nach Gemeinschaft

Den Versuch, den Begriff der Gemeinschaft außerhalb der Familie in ein neues Konzept zu gießen, werden im Buch kritische Stimmen aus der Literatur gegenübergestellt. So sei es eine Illusion, an den natürlichen Zusammenhalt von Gemeinschaften zu glauben. Sie seien stattdessen gekennzeichnet durch das bewusste Bekennen der Mitglieder ihrer Zugehörigkeit sowie durch ihre Unabschließbarkeit. Eben diese Freiwilligkeit des ‚Commitment' macht Gemeinschaften den Autorinnen zufolge „anschlussfähig an Prämissen des flexiblen Kapitalismus. Es ist diese Form der Gemeinschaft als gewählte Aufgabe, d.h. ihre konsequente De-Naturalisierung und Ent-Essentialisierung, die erst die Voraussetzungen dafür schafft, dass sie zum Gegenstand (politischer) Steuerung und Aktivierung werden kann." (S. 36) Unter Rückgriff auf Sennett und Esposito wird das Problem dieser Entwicklung erläutert: Posttraditionale Gemeinschaften gehen mit einer völligen Offenlegung der eigenen Gefühle einher, einer moralischen Aufladung sowie der Frage der reziproken Schuld innerhalb der Gemeinschaft. Es geht folglich nicht um Schicksalsgemeinschaften sondern um Personen, die „durch eine Pflicht oder Schuld vereint sind" (S. 38), womit sich ein gewisser Selbst- und Fremdregulierungsprozess etabliert. Hinzu kommt die entstandene Anzahl an wissenschaftlichen Arbeiten und statistischen Untersuchungen von Communitys, wodurch sie zu „einer kalkulierbaren Größe und zum Gegenstand des Regierens" wurden. (S. 39) Auf dieser Conclusio aufbauend wird anhand vieler Beispiele dargestellt, wo der Staat durch bewusstes Unterlassen sowie der Informatisierung von Arbeit aus einem guten Modell des Ehrenamtes einen Ersatz für wohlfahrtsstaatliche Leistungen macht.

Die im Buch herangezogenen empirischen Beispiele stammen aus dem in Deutschland durchgeführten Forschungsprojekt „Schattenökonomie oder neue Kultur des Helfens? Engagement und Freiwilligkeit im Strukturwandel des Wohlfahrtsstaats". (S.12) Zusammenfassend zeigt sich, dass immer häufiger Freiwillige für Tätigkeiten eingesetzt werden, deren Aufgabengebiet die Kompetenz von nicht eigens dafür ausgebildeten Arbeitskräften überschreitet sowie auch den Ehrenamtlichen zu viel an Verantwortung aufbürden. „Die Sehnsucht nach Geborgenheit und Unterstützung in sozialen Gemeinschaften, die gerade durch den Abbau sozialer Sicherung und eine wettbewerbsförmig gesteigerte Vereinzelung genährt wird, wird ihrerseits zur Ressource und im krisengeschüttelten Kapitalismus als Alternative zu sozialen Rechten ausgebeutet." (S. 152) Carmen Bayer

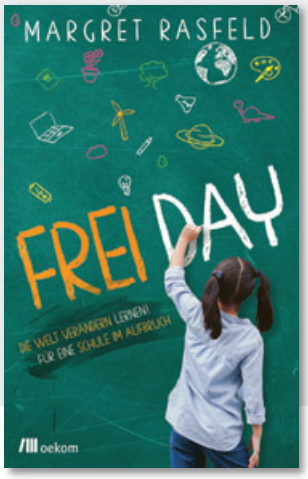
Silke van Dyk, Tine Haubner:
Community-Kapitalismus
Hamburger Edition, Hamburg 2021; 176 Seiten



Die Sehnsucht nach Geborgenheit und Unterstützung in sozialen Gemeinschaften [...] wird ihrerseits zur Ressource und im krisengeschüttelten Kapitalismus als Alternative zu sozialen Rechten ausgebeutet.

Kurze Rezensionen

Acht Bücher. Acht Themen.



Lea Loos

Widerstand ist zwecklos – Nein!

Ein Comic über gewaltlosen Widerstand

Lea Loos liefert mit *Widerstand ist zwecklos – Nein!* einen kurzweiligen Comicband, der eine wichtige Frage herausarbeitet: Welche Form von Widerstand ist am effizientesten, wenn damit Veränderungen provoziert werden sollen, deren Umsetzung lange dauert? Die Politikwissenschaftler:innen Erica Chenoweth und Gene Sharp werden unter anderem ins gezeichnete Wohnzimmer eingeladen, um herauszuarbeiten, wie politische Macht funktioniert, warum gewaltloser Widerstand erfolgreicher ist, welche Organisationsformen und Methoden es gibt, wo Fehler und Gefahren lauern. Ein schnell gelesener Band, ein schöner Einstieg in die Thematik. Katharina Kiening

Avant Verlag, Berlin 2021 · 154 Seiten

Margret Rasfeld

FREI DAY

Die Welt verändern lernen! Für eine Schule im Aufbruch

Freie Zeit für ein freies, selbstbestimmtes und selbstorganisiertes Lernen. Das ist die Idee des Frei Day. Demnach sollen Schulen vier Stunden pro Woche für ein Lernen in frei gewählten Zukunftsprojekten bereitstellen – jahrgangsübergreifend, in Lernteams und mit Reflexionsgesprächen statt Noten. Frei Day ist eine soziale Innovation, die eine Brücke zu einer weitgehenden Transformation des Bildungssystems eröffnen soll. Das Ziel: „Bis 2030 sollten alle Schulen in Deutschland einen Frei Day haben.“ Winfried Kretschmer

oekom Verlag, München 2021 · 192 Seiten

Doris Kleilein · Friederike Meyer (Hg.)

Die Stadt nach Corona

Eine Vielzahl an interessanten Zukunftshemen greift dieser Band auf. Die Pandemie ist dabei zwar im Fokus, die beschriebenen Veränderungen sind aber auch ohne diese von Relevanz. Etwa die Notwendigkeit von Degrowth, das erforderliche Reagieren der Städte auf den Onlinehandel, das Überdenken des Massentourismus, die Schaffung von Coworking Spaces und öffentlichen Räumen sowie andere Mobilitätslösungen und neue Wege der Lebensmittelversorgung der Stadt. Hans Holzinger

Jovis Verlag, Berlin 2021 · 160 Seiten

Henning Mohr · Diana Modarressi-Tehrani (Hg.)

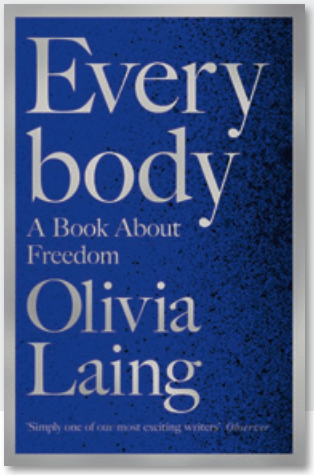
Museen der Zukunft

Trends und Herausforderungen eines innovationsorientierten Kulturmanagements

Wie entwickelt sich eine Museumspraxis weiter, deren traditionelle Arbeitsweise durch gesellschaftlichen Wandel seit Jahren an ihre Grenzen stößt? Der Sammelband gibt einen Orientierungsrahmen für mögliche, gewünschte und notwendige Neuausrichtungen von Museen und diskutiert deren Transformationsfähigkeit. Die Autor:innen beleuchten Entwicklungen eines innovationsorientierten Kulturmanagements und präsentieren veränderte Museumsideale, Paradigmenwechsel sowie neue Praxisformen im Museumsbetrieb. Eine spannende Lektüre für alle, die im Kultur- und Museumsbetrieb tätig sind und die sich über die alltägliche Projektarbeit hinaus mit möglichen (Weiter-)Entwicklungen beschäftigen wollen.
Matthias Koning

transcript Verlag, Bielefeld 2021 · 462 Seiten

pro zukunft



Ronen Steinke

Vor dem Gesetz sind nicht alle gleich

Die neue Klassenjustiz

Vor dem Gesetz sind nicht alle gleich. Das macht der Jurist Ronen Steinke im gleichnamigen Buch anhand unzähliger Beispiele deutlich. Sei es die Haftstrafe für einen Mann, der versucht hatte, Eis zu stehlen oder der Drogenabhängige, der wegen Schwarzfahrens zu vier Monaten Freiheitsstrafe verurteilt wurde. „Je prekärer die Lebensumstände, desto strenger entscheiden Richter“ (S. 47) Ein wichtiges Buch, dass nicht nur die Probleme der systematischen Ungleichheit aufzeigt, sondern auch aktiv zu deren Lösung beitragen möchte. Luisa Wilczek

Berlin Verlag, Berlin 2022 · 272 Seiten

Olivia Laing

Everybody

A Book About Freedom

Olivia Laings *Everybody. A Book About Freedom* ist ein Genregrenzen sprengendes, eindrucksvoll recherchiertes Meisterwerk. Die Theorien des sozialreformistischen Freud-Schülers Wilhelm Reich bilden den roten Faden, der Menschen wie Susan Sontag, Andrea Dworkin, Agnes Martin und Nina Simone verbindet. Kunstvoll verwebt Laing Kontext zu Sex im Weimarer Berlin, Gefängnissen und der Civil Rights Movement mit ihrer eigenen aktivistischen, queeren Biografie. Freiheit ist eine „gemeinschaftliche Anstrengung“, unsere Welt eine revolutionär andere, könnten wir ohne Angst in unseren Körpern leben. Elisabeth Lechner

Picador Books, London 2021 · 368 Seiten

Aleida Assmann · Andreas Dörpinghaus (Hg.)

Ausgesetzte Zeiten

Nachdenken über den Lauf der Dinge

Was passiert, wenn der chronologische Fluss der Zeit durch Außerordentliches unterbrochen wird? Aleida Assmann und Andreas Dörpinghaus definieren „Ausgesetzte Zeiten“ als „temporale Ausnahmezustände und Grenzgänge“ (S. 8). Im titelgebenden Sammelband führen sie unterschiedliche Perspektiven zusammen: von individuellem Zeitempfinden über unzeitgemäße Figuren und Motive bis zur Muße. Der Sammelband stellt aktuelle Bezüge zur Pandemie her, ist besonders durch seine Verbindungen zu kulturhistorischen Phänomenen absolut lesenswert! Magdalena Mühlböck

WBG Theiss, Darmstadt 2022 · 192 Seiten

Sascha Mamczak

Science-Fiction

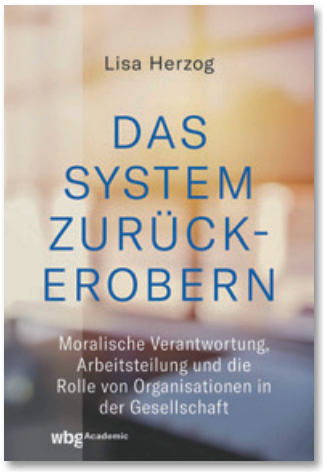
Die Geschichte der Zukunft

Wie definiert man ein Genre, das sich ständig neu erfindet? Sascha Mamczak nimmt sich dieser Frage auf 100 Seiten an und liefert eine knappe aber übersichtliche Einführung. Dafür widmet er die eine Hälfte kanonisch dem historischen Blick auf das Genre. Erfrischend ist die andere Hälfte, in der Mamczak seinen eigenen Definitionsversuch anbietet. Seine Antwort auf die Genre-Frage: „Kunst braucht keine Etiketten!“ Als Verleger bei dem deutschen SF-Publikationshaus Heyne sind seine Einblicke in die Science-Fiction absolut lesenswert. Wenzel Mehnert

Reclam Verlag, Stuttgart 2021 · 100 Seiten

Arbeit
Neujustierung eines Systems

Lisa Herzog setzt die moralische Dimension, die Organisationen haben, in den Mittelpunkt ihrer Abhandlung. James Suzman versucht das Wesen der Arbeit und unserer Beziehung zu ihr historisch zu ergründen. Luna Al-Mousli schreibt, ebenso wie die Autor:innen Nicole Mayer-Ahuja und Oliver Nachtwey, über systemrelevante Jobs und die Personen, die diese ausführen.



Organisationen werden schließlich von Menschen bevölkert und wo diese miteinander interagieren, ist die moralische Dimension stets präsent.

Lisa Herzog

Das System zurückerobern

Unsere Gesellschaft ist eine hochgradig organisierte Gesellschaft und es ist eine Gesellschaft von Organisationen. Doch sind die Unzufriedenheit mit und das Unwohlsein in Organisationen groß. Organisationen sehen sich – insbesondere die hierarchisch verfassten alten Typs – wachsender Kritik konfrontiert. Mehr Agilität, also Fähigkeit zu schnellerem, flexiblerem Handeln, flachere Hierarchien, mehr interne Mitbestimmung, mehr Selbstorganisation oder gar demokratische Entscheidungsverfahren sind viel diskutierte Forderungen. Es ist also eine recht heterogene Gemengelage, die sich hinter dem Wunsch nach anderen, besseren Organisationen verbirgt.

Immer dann, wenn die Praxis unüberschaubar wird, ist Theorie gefragt. Denn Theorie setzt den Rahmen, in dem Dinge verhandelt werden. Lisa Herzog, Professorin für Politische Philosophie an der Universität Groningen, zieht den Rahmen nun weiter und setzt ihn anders. Sie legt den Fokus nicht darauf, wie Organisationen effizienter, schneller, flacher werden. Sondern sie wählt einen „explizit normativen Zugang: Ich konzentriere mich auf die *moralische* Dimension, die Organisationen gemeinsam haben." (S. 17)

Eine Erweiterung der Perspektive

Das ist eine klare Erweiterung der Perspektive. Organisation und Moral ist ein wenig erkundetes Feld. Trotz offenkundiger Fehler und Rechtsverstöße ist die moralische Dimension von Organisationen ein in der öffentlichen wie in der wissenschaftlichen Diskussion vernachlässigtes Thema, wie Herzog konstatiert. Moralische Verantwortung ist nicht die Perspektive, unter der Organisationen thematisiert werden. Und das ist ein Teil des Problems, der grundsätzliche. „Lange Zeit wurden Organisationen auf eine Art betrachtet, die blind für die moralischen Dimensionen des Organisationslebens war", schreibt die Autorin (S. 19). Die Wirtschaftswissenschaften haben Menschen als rationale Nutzenmaximierer betrachtet und Organisationen unter rein funktionalen Aspekten behandelt. „Dieser moralfreie, funktionale Ansatz der Wirtschaftswissenschaften, der sich allein auf Effizienz konzentriert, ist bis in die Kapillaren des Organisationslebens eingesickert und hat dort moralische Fragen verdrängt." (S. 21). Die moralische Dimension wurde nicht nur nicht erörtert – sie wurde faktisch unsichtbar. Die funktionale Perspektive war die einzige, unter der Organisationen thematisiert wurden. Außen vor blieb der Mensch. Doch: „Organisationen werden schließlich von Menschen bevölkert und wo diese miteinander interagieren, ist die moralische Dimension stets präsent." (S. 86)

Der Aspekt der Moral im Mittelpunkt

Den Schwerpunkt auf die Moral zu setzen, geht nun keineswegs an den aktuellen Debatten um organisationalen Wandel vorbei, sondern stößt vielmehr zu ihrem Kern vor. Denn dabei geht es entscheidend darum, dem Menschen mehr Gewicht zu geben und sein Wissen, seine Kompetenz und seine Entscheidungsfähigkeit für die Organisation zu erschließen. Damit kann die Moral nicht länger ausgegrenzt werden. Lisa Herzog fordert daher, „dass Organisationen aus einer *moralischen* Perspektive neu gedacht werden müssen." (S. 23) Die entscheidende Frage für sie ist, „ob wir uns Organisationen auch anders vorstellen und sie auch anders gestalten können: Menschlicher und eher in Einklang mit den moralischen Normen, die wir in anderen Sphären unseres Lebens für selbstverständlich halten." (S. 22) Das meint: Das System zurückerobern. Winfried Kretschmer

Lisa Herzog: Das System zurückerobern
Moralische Verantwortung, Arbeitsteilung und die Rolle von Organisationen in der Gesellschaft. WBG Academic, Darmstadt 2021; 424 Seiten

James Suzman

Sie nannten es Arbeit

Der Sozialanthropologe James Suzman nimmt einen langen Anlauf bis er Tempo in seinem neuesten Buch *Sie nannten es Arbeit* gewinnt. Die Struktur des Buches spiegelt damit in gewisser Weise den Inhalt, der, laut der deutschen Übersetzung, nicht weniger ist als „eine andere Geschichte der Menschheit" (Engl.: *Work: A history of how we spend our time*). Suzman geht, soweit es belastbare Befunde ihm erlauben, zurück in der Menschheitsgeschichte, um das Wesen der Arbeit und unserer Beziehung zu ihr zu ergründen. Letztendlich wagt er einen Versuch zu verstehen, warum wir trotz fortschreitender Automatisierung und Technologisierung immer mehr statt weniger arbeiten – entgegen der Prognose mancher Ökonomen (John Keynes) und wilden Träumen von Poeten (Oscar Wilde).

Durch die Menschheitsgeschichte reisen

Suzmans Buch ist in vier Teile untergegliedert, in denen er nach einer konzeptionellen Einführung eine Reise durch die Menschheitsgeschichte unternimmt, und sie nach Hinweisen auf Umfang, Art und Organisation von Arbeit sowie deren kulturellen Bedeutung erforscht. Dabei greift er auch immer wieder auf seine anthropologischen Arbeiten mit dem Volk der Ju/'Hoansi, die heute in einem Schutzgebiet in Namibia leben, zurück. Im vierten Teil (Geschöpfe der Großstadt) nimmt Suzman in Rhythmus und Dichte die Geschwindigkeit der Gegenwart auf, nachdem er zuvor explorativer und kontemplativer die Vergangenheit unserer Spezies beleuchtet. Nach eigener Aussage möchte Suzman keine Vision oder Lösungsansätze für die Zukunft entwickeln, sondern uns einen anderen Blick auf das Arbeiten sowie das Knappheits-Narrativ erlauben.

Eine interessante Beobachtung legt Suzman in den Eingangskapiteln des Buches dar: Leben ist arbeiten. Wichtig ist hierbei zu erwähnen, dass Suzman eine globale Definition von Arbeit anwendet: „Arbeit [ist] jede zweckgerichtete Verausgabung von Energie für die Bewältigung einer Aufgabe oder die Erreichung eines Ziels" (S. 15). Heute steht dem Menschen mehr Energie zur Verfügung als jemals zuvor. Als Spezies erzeugen wir verlässlich und „routinemäßig überschüssig Energie", die wir gemäß dem Entropiesatz als Individuum und auch als Gesellschaft in Form von Arbeit einsetzen, um wieder ein Gleichgewicht herzustellen. Sowohl im Tierreich als auch bei unseren Ahnen zeigt Suzman auf, dass zyklische oder saisonale Energieüberschüsse mit kulturellen, kreativen Betätigungen einhergingen.

Insbesondere die Wechselwirkung zwischen der Beziehung von Energie und kultureller Entwicklung interessiert Suzman. Er identifiziert vier Überschneidungspunkte: (1) Beherrschung des Feuers, (2) Übergang zu Ackerbau-Gesellschaften, (3) Entstehung von Städten, und (4) Nutzung fossiler Brennstoffe. Diese Meilensteine wirkten sich eben nicht nur auf die Versorgung aus, sondern auch auf die Organisation von Gemeinschaften / Gesellschaften. Auch das Verständnis von Gleichheit und Status ist hiervon betroffen.

Im mittleren Teil des Buches skizziert Suzman wie der Übergang vom Jagen und Sammeln zum Ackerbau auch die Haltung gegenüber der Natur veränderte. Während Jäger und Sammler mit der Natur lebten, sich nur nahmen, was sie am jeweiligen Tag brauchten, stellte die Natur für die Bauern ein mühselig zu bearbeitendes Objekt dar, dass ihnen für ihre harte Arbeit heute (z. B. das Bestellen eines Feldes) in ein paar Monaten eine ertragreiche Ernte schuldig sei. Eine spannende Transformation in der Beziehung zur Erde, dessen Auswirkungen wir heute in extremer Form sehen.

Mit seiner anderen Geschichte der Menschheit macht Suzman deutlich, dass unsere heutige Einstellung zur wirtschaftlich-relevanten Arbeit nicht die natürliche Antwort auf eine Knappheit ist, wie es uns manche Ökonomen weismachen möchten, sondern ein kulturell befeuerter Wachstums- und Konsumzwang. An anderer Stelle, z. B. Jennifer Odells wunderbarem Buch „Nichts tun", wird deutlich, dass verschiedene Institutionen (Kirche, Politik) große Sorge vor Massen mit zu viel Freizeit haben, die sie „unkontrolliert" für unproduktive oder sogar schädliche Aktivitäten nutzen würden. Im Kontrast dazu legt Suzmans Analyse nahe, dass die überschüssige Energie für vielerlei kreative, musische, gemeinschaftliche Aktivitäten eingesetzt werden könnte.

Spannende Einblicke

Wie beschrieben möchte Suzman selbst keine politische Lösung – das bedingungslose Grundeinkommen kommt dem/r Leser:in in den Kopf – formulieren. Manch ein:e Leser:in mag das ratlos zurücklassen. Was tun mit diesen Gedanken? In erster Linie sehe ich in der Reise durch die Menschheitsgeschichte selbst einen Gewinn. Suzmans Exploration bietet spannende Einblicke in unsere Entwicklung als Spezies. In zweiter Linie stößt Suzman eine Diskussion an, Arbeit breiter zu verstehen, und nicht nur im Sinne unmittelbar wirtschaftlich-relevanter Tätigkeiten – dies rückt viele gesellschaftlich-relevante Tätigkeiten in ein anderes Licht. Martin P. Fladerer

James Suzman:
Sie nannten es Arbeit
Eine andere Geschichte der Menschheit.
C.H. Beck Verlag, München 2021; 398 Seiten

Warum messen wir Heutigen der Arbeit eine so viel größere Bedeutung bei, als unsere jagenden und sammelnden Vorfahren es taten?

Luna Al-Mousli

Klatschen reicht nicht!

Das Koordinatensystem einer Gesellschaft ist ein starres. Es braucht ein weltbewegendes Ereignis, um es durchzschütteln.

Die Journalistin und Autorin Solmaz Khorsand bringt in ihrem Vorwort das Anliegen des Buches *Klatschen reicht nicht! Systemheld*innen im Portrait* auf den Punkt, indem sie auf Umbrüche des gesellschaftlichen Koordinatensystems seit der Pandemie verweist. Diejenigen, die arbeiten müssen während andere dazu angehalten werden, zum eigenen Schutz zu Hause zu bleiben, repräsentieren die neue Elite. Die vermeintliche eigene Leistung als Legitimation für Lohn- und Anerkennungsungleichheiten werde zwar nach wie vor von Politik und Gesellschaft hochgehalten, doch diese „meritokratische Selfmade-Illusion" (S. 8) gerät mehr und mehr ins Wanken. Ein Beispiel dafür ist Marlene Engelhorn, eine Millionenerbin, die 90 Prozent davon teilen will, um sich eben „nicht auf ihren schieren Geburtenglück" (S. 9) auszuruhen. Die von der Autorin und Grafikdesignerin Luna Al-Mousli gesammelten *Systemheld*innen* führen Leser:innen Geschichte für Geschichte vor Augen, wo wir die wahre Elite der Gesellschaft finden: In zu oft schlecht entlohnten, körperlich und auch psychisch auslaugenden Berufen.

Darunter befinden sich Menschen aus diversen Branchen und mit bunt gemischten Biografien, wie jene des 21-jährigen Mohammads, der neben seiner Lehre zum Zerspanungstechniker freiwilliger Sanitäter beim Roten Kreuz engagiert ist. Vor fünf Jahren kam der junge Mann alleine aus Afghanistan nach Salzburg. Seine Erfahrungen in Afghanistan waren ausschlaggebend dafür, neben seiner Lehre noch ein Ehrenamt zu übernehmen. Denn zu oft fehlte es in Afghanistan nach Angriffen an ausgebildeten Menschen, die Verletzten helfen. Mohammads Furcht, mitten in einer Pandemie in einem gesundheitlichen Beruf zu arbeiten, wie auch die oftmals auftretenden Vorbehalte von Patient:innen ihm gegenüber bereiten ihm weniger Sorgen als die Angst davor, abgeschoben zu werden. Auch für Maria und ihre Kolleginnen im Frauenhaus stellte die Zeit der Gesundheitskrise eine Zäsur dar. Die 58-jährige erzählt im Gespräch vom anfänglichen Gefühl, mit dem Schutz von Kolleginnen und Bewohnerinnen alleine zu sein. Neben wenig konkreten Anordnungen und ausschließlichen Telefondiagnosen war es auch der Anstieg an Gewaltfällen, welche die Arbeit im Frauenhaus weiter erschwerten.

Neben weiteren Einblicken in den Alltag von Postbot:innen, Krankenpfleger:innen, Lagerarbeiter:innen (Hilfs-)Lehrer:innen und vielen mehr überzeugt das Buch mit ergänzenden Kommentaren von Expert:innen und statistischen Untermauerungen der Fallgeschichten. Carmen Bayer

Luna Al-Mousli: Klatschen reicht nicht!
Systemheld*innen im Porträt. Leykam Verlag, Graz 2021; 176 Seiten

Nicole Mayer-Ahuja · Oliver Nachtwey

Verkannte Leistungsträger:innen

Sie haben nur wenig Chancen, ihre gesellschaftliche Position zu verbessern, egal wie sehr sie sich anstrengen.

Mit ihren „Berichten aus der Klassengesellschaft" wollen Nicole Mayer-Ahuja und Oliver Nachtwey „verkannten Leistungsträger:innen" die Aufmerksamkeit zugestehen, die ihre Arbeit verdient. Die Autor:innen verweisen darauf, dass es zu einer Verschiebung beim Begriff „Leistung" gekommen sei. Dieser wurde ab den 80er-Jahren immer mehr Unternehmer: innen, Manager:innen und all denjenigen zugeordnet, die Geld, Einfluss und Erfolg hatten, egal, ob dieser selbst erarbeitet war oder nicht. (S. 15) Da diese Art von Leistung sich wieder „lohnen müsse", kam es in den folgenden Jahrzehnten zur Senkung von Steuern für diese Gruppen. Die Folge war, dass diese Einnahmen bei der öffentlichen Hand fehlten. Dort reagierte man mit Lohndruck auf die Beschäftigten in öffentlichen Einrichtungen und der Auslagerung der Tätigkeiten an Subunternehmen. Gerade im Bereich der Reinigungskräfte kann man die Abwärtsspirale bei der Entlohnung durch diese Vorgänge nachweisen.

Parallel wurden die sozialen Sicherungssysteme zurückgeschnitten, die Leitforderung nach der „Senkung der Lohnnebenkosten" sorgte für geringere Standards im Fall von Arbeitslosigkeit, Krankheit und im Alter. Vor allem in der Schweiz und in Deutschland wurde zusätzlich der Druck auf Arbeitslose erhöht, wieder Arbeit anzunehmen. So gelang es, selbst für unattraktive Jobs genügend Interessent:innen zu finden. Leiharbeit und Scheinselbständigkeit nahmen zu, der Niedriglohnsektor in Deutschland umfasste 2017 etwa jeden dritten Beschäftigten. (S. 19)

Nachtwey und Mayer-Ahuja lenken den Blick auf die gesellschaftlichen Strukturen. Galt lange nach 1945 noch das Bild einer Fahrstuhlgesellschaft (Ulrich Beck) – wo der Abstand zwischen reich und arm zwar gleich groß blieb, man aber gemeinsam „nach oben" zu besseren Lebensverhältnissen unterwegs war – so macht dieses Bild ab etwa 1975 keinen Sinn mehr. Mit Andreas Reckwitz sehen die Autor:innen heute eine neue, prekäre Unterklasse, deren Lebensstandard stagniert in Bezug auf Wohlstand und Lebenschancen. Erik Olin Wright definiert eine dreifache Einschränkung dieser Personen: Ihre Einkommen sind gering, ihre Chancen, sich gesellschaftlich zu „verbessern" kaum vorhanden und sie erleben im Arbeitsalltag ein hohes Maß an Disziplinierung. (S. 29) Alle drei Mechanismen der Positionszuweisung nach Wright greifen. Stefan Wally

Nicole Mayer-Ahuja, Oliver Nachtwey: Verkannte Leistungsträger:innen
Berichte aus der Klassengesellschaft. Suhrkamp Verlag, Berlin 2021; 566 Seiten

Gesellschaft
Diverse Perspektiven

Ulrike Felt liefert Thesen zu einer nachhaltigen Wissenschaft, die von einer nachhaltigen Gesellschaft benötigt wird. Aladin El-Mafalaani publiziert eine kompakte Einführung zur Geschichte des Rassismus. Thomas Macho widmet sich der Frage, warum wir eigentlich Tiere essen. Und Alina Schwermer überlegt und analysiert, wie eine andere Zukunft des Fußballs aussehen könnte.

Ulrike Felt

Welche Wissenschaft für welche Gesellschaft?

Ulrike Felt macht sich als Professorin für Wissenschafts- und Technikforschung der Universität Wien tiefgreifende Gedanken über die Zukunft der Beziehung von Wissenschaft und Gesellschaft. In ihrem Essay – entstanden im Rahmen der Wiener Vorlesungen, einem Wissenschaftsformat der Stadtregierung Wien, das die Einbeziehung der Öffentlichkeit in den wissenschaftspolitischen Diskurs zum Ziel hat – wirft Felt zwei Fragen auf, deren Aktualität vor dem Hintergrund von Klimakrise und Covid-19 Pandemie nicht deutlicher sein könnte: „Welche Wissenschaft braucht unsere Gesellschaft, damit wir unseren Herausforderungen lokal und global begegnen können? Aber auch: Welches gesellschaftliche Umfeld, welche Unterstützung braucht unsere Wissenschaft, damit sie dieser Rolle gewachsen sein kann“ (S. 60)?

Vier Thesen für eine nachhaltige Wissenschaft

Davon ausgehend, dass die gesellschaftliche Entscheidung, wie wir in Zukunft leben wollen, normativ bedingt, was für eine Wissenschaft wir brauchen, stellt Felt vier Thesen für eine nachhaltige Wissenschaft auf, die von einer nachhaltigen Gesellschaft benötigt wird. Erstens, wir benötigen Generationengerechtigkeit als einen gemeinsamen Wert von Wissenschaft und Gesellschaft. Heutige Wissenschaft soll ein möglichst diversifiziertes Wissen generieren, um eine breite Grundlage für die Beantwortung zukünftiger Fragen zu schaffen. Zweitens, wir brauchen einen proaktiven Umgang mit Unsicherheiten und Nichtwissen als Triebkraft von Wissenschaft, um eine Vertrauensbasis zu erlangen auf Grundlage derer Wissenschaft als Ressource in gesellschaftlichen Meinungsbildungsprozessen dienen kann, politisches Handeln und Wertediskussionen jedoch nicht ersetzt. Drittens, wir benötigen eine Forschungskultur der Zusammenarbeit, Offenheit und Umsicht, die Möglichkeiten für die ergebnisoffene Beantwortung langfristig angelegter, vielseitiger und komplexer Forschungsfragen in interdisziplinärer Kooperation bietet. Viertens, wir bedürfen „einer bewussten Diversitätsstrategie, um eine integrative wissenschaftliche Gemeinschaft zu bilden“ (S. 54), die sozialverträglich gestaltet ist und Forschende in ihren individuellen Lebensentwürfen unterstützt. Ausgehend von diesen Gedanken plädiert Felt für eine veränderte Struktur-, Zeit- und Wertepolitik, um in Zukunft eine nachhaltige und wertorientierte Entwicklung der Wissenschaft zu unterstützen. In seiner Komplexität geht der Essay somit über aktuelle Forderungen nach veränderten Arbeitsbedingungen für Forschende, wie sie in Deutschland bereits unter dem Hastag #IchBinHanna öffentlich eingefordert werden, hinaus. Es wird vielmehr ein umfassendes Bild gezeichnet, in dem die Vielschichtigkeit und Tragweite des notwendigen Wandels in der Beziehung von Wissenschaft und Gesellschaft auch Außenstehenden des Wissenschaftssystems ersichtlich wird. Katharina Schnitzler

Ulrike Felt: Welche Wissenschaft für welche Gesellschaft?
Gedanken zur Zukunft der Wissenschaft.
Picus Verlag, Wien 2022; 64 Seiten

Welche Wissenschaft braucht unsere Gesellschaft, damit wir unseren Herausforderungen lokal und global begegnen können?

Aladin El-Mafaalani

Wozu Rassismus?

Weniges wird derart stark geächtet wie der Rassismus.

„Weniges wird derart stark geächtet wie der Rassismus. Nicht einmal lupenreine Rassist:innen bezeichnen sich als solche.“ (S. 7) Der Soziologe Aladin El-Mafaalani hält fest, dass trotz der hohen Anzahl rassistischer Übergriffe und Gewaltakte die Ablehnung von rassistischen Äußerungen, die Organisation von Antirassismus-Initiativen u. Ä. so groß ist wie nie zuvor. Wozu Rassismus? ist die leit- und titelgebende Frage El-Mafaalanis kritischer Gesellschaftsanalyse, die den Ursprung diskriminierender Äußerungen und gesellschaftspolitischer Strukturen in der Geschichte sucht.

Wie El-Mafaalani feststellt, wiegt das Erbe des Kolonialismus schwer: Die Legitimation der eigenen Herrschaft geht auf Ausschlussmechanismen all jener zurück, die nicht der europäischen „Norm“ entsprechen. Durch eine Gedächtnispolitik, die Schweigen der historischen Selbstreflexion vorzieht, wiederholt sich die koloniale Macht im neukolonialem Kontext. Nach El-Mafaalani äußert sich das etwa in der Sprache und der Überlieferung rassistischer und sexistischer Diskurse in zeitgenössischen Wissens- und Wissenschaftsstrukturen. Unsere Denk- und Handlungsmuster sind historisch gewachsen und werden im Schweigen reproduziert anstatt dekonstruiert.

El-Mafaalani hält dem allerdings dagegen: „Niemand möchte ein Rassist sein, fast niemand möchte rassistisch gehandelt haben, Rassismus ist ein extrem schwerwiegender Vorwurf.“ (S. 90). Die dringende und absolute Ablehnung diskriminierender Ausdrucksformen führt zu einer Verschiebung offen rassistischer Akte zu subtileren Äußerungen, die Erklärungen fordern. Die Thematisierung von rassistischen Erfahrungen durch Betroffene einerseits und die zunehmenden Diskurse auch weißer Personen in allen Feldern tragen zu einer zunehmenden Sensibilisierung bei. Unter Rassismuskritik versteht der Autor eine „soziale Positionierung, als Perspektive auf die Welt und als soziale Praxis der Reflexion.“ (S. 142)

Wozu Rassismus? ist eine kompakte Einführung zur Geschichte des Rassismus und des rassismuskritischen Widerstands, die daran erinnert, eine selbstkritische Perspektive einzunehmen, tradierte Strukturen zu hinterfragen und nicht zuletzt – uns an die zahlreichen Opfer rassistischer Gewalt zu erinnern.

Magdalena Mühlböck

Aladin El-Mafaalani: Wozu Rassismus?
Von der Erfindung der Menschenrassen bis zum rassismuskritischen Widerstand. Kiepenheuer und Witsch Verlag, Köln 2021; 192 Seiten

Thomas Macho

Warum wir Tiere essen

Gewiss würde etwa die Weidehaltung oder die Errichtung artgerechter Tierställe die Fleischpreise signifikant erhöhen.

„Warum essen wir Tiere?“ fragt der Philosoph Thomas Macho. Seine schlichte Antwort: „Weil wir eben Tiere sind.“ (S. 32) In seinem historischen Exkurs macht Macho deutlich, dass Mensch und Tier über lange Zeit als Einheit gesehen wurden. Erst Aristoteles habe eine spezifische Differenz zwischen beiden betont: Der Mensch sei zwar ein Tier, aber ein besonderes, weil er als einziger zur Sprache und damit zum Denken befähigt sei. Mit dieser Spaltung sei auch die Abwertung der Tiere einhergegangen. Während es bei den frühen Jägern sowie in der rituellen Tötung von Tieren im Zusammenhang mit Opferkulten so etwas wie „Tötungsschuld“ gegeben habe – Menschen- und Tieropfer standen oft in engem Zusammenhang, kenne dies die „technisch optimierte und mechanisierte Massenschlachtung von Tieren“ (S. 11) in der industriellen Moderne nicht mehr. Die Haustiere der agrarischen Lebensformen seien verschwunden. „Sie haben sich diversifiziert: in Nutztiere, zu denen die Menschen keine Beziehungen unterhalten, und in Schoßtiere, die wiederum keinen Anforderungen geteilter Nützlichkeit genügen müssen.“ (ebd.) In agrarischen Gesellschaften war der Fleischverzehr reglementiert: „das Fleisch der Tiere war und blieb bis zur industriellen Moderne ein seltenes Gut“ (S. 96). Heute kaufen und essen wir Billigstfleisch aus der Massentierhaltung.

Thomas Macho widmet sich dieser Veränderung des Verhältnisses von Tier und Mensch, etwa in der Unterscheidung von „sichtbaren und unsichtbaren Tieren“ (S. 59). Er geht auf das „Manifeste animaliste“ (2017) der Philosophin und Tierethikerin Corine Pelluchon ein, die darin erinnert, „das gemeinsame Schicksal zu erkennen, das uns mit anderen Lebewesen verbindet“ (S. 54). Er widmet sich Aspekten wie „Fleisch und Macht“ bzw. der „Gleichung Macht- und Leibesfülle“ (S. 69), dem Hungerstreik, den modernen Essproblemen wie Magersucht oder dem unter jungen Menschen an Bedeutung gewinnenden Vegetarismus und Veganismus. Die Antwort, dass der Mensch Tiere isst, weil er selbst eines sei, befriedigt den Autor nicht. Er ortet am Ende drei einander ergänzende Strategien für eine Fleischwende: „Veganismus, Novel Food und eine wesentlich strengere Regulierung der Fleischindustrie.“ (S. 107). In Summe ein erhellender Essay mit zahlreichen historischen und aktuellen Bezügen, der – wie mittlerweile andere auch – zum Überdenken unseres Verhältnisses zu den Tieren einlädt. Hans Holzinger

Thomas Macho: Warum wir Tiere essen
Eine kurze Geschichte der Nachhaltigkeit.
Molden Verlag, Wien 2022; 128 Seiten

Alina Schwermer

Futopia

Fußballspieler:innen leben in einer ganz anderen Welt als ihre Fans. Die finanzielle Ungleichheit zwischen den Vereinen lässt keine fairen Meisterschaften mehr zu. Vereine werden wie beliebige Produkte verkauft. Autoritäre Regime verwenden Vereine als Mittel ihrer Public Relations. Die Tradition vieler Fußballvereine wird mit Füßen getreten. Das sind einige der wichtigsten Beschwerden über den aktuellen Zustand des Fußballsports. Alina Schwermer hat sich die Frage gestellt, wie denn eine andere Zukunft des Fußballs aussehen könnte.

Eine Reform des Fußballsports

Das Buch *Futopia* ist die systematischste Darstellung der aktuellen Debatten über eine grundlegende Reform des Fußballsports. Und das Bemerkenswerteste ist, dass die Autorin es sich nicht in der Anklage gegen den Status Quo bequem macht, sondern die Alternativen durchdekliniert. Und wenn man das macht, merkt man, dass diese manchmal besser klingen als sie funktionieren würden und vor allem: Dass nicht jede Kritik am Status Quo mit jeder anderen vereinbar wäre. Ist die Verteidigung der Tradition(svereine) wirklich vereinbar mit der Idee der Chancengleichheit mit neuen Klubs? Ist die Ablehnung der Superleague manchmal auch eine Ablehnung von mehr Internationalität? Ist die Sehnsucht nach dem „alten Tribünenerlebnis“ vereinbar mit dem Wunsch nach Geschlechtergerechtigkeit? Schwermer geht diesen Fragen nicht aus dem Weg, sie zeigt auf, wo man sich entscheiden müssen wird. Einer von vielen Vorschlägen: „Warum fordern wir nicht dies: keine Ausrichtung mehr von Großturnieren durch einzelne Nationalstaaten. Sie sollen keine Chance mehr bekommen, kitschige Folklore-Propaganda zu betreiben, während Herrscher:innen und Präsident:innen sich selber bewerben und ihre Bevölkerung durch gigantische Projekte belasten.“ (S. 338)

Alternative Ideen

Neben dieser Klarheit ist die Diskussion der vielen alternativen Ideen der zweite bemerkenswerte Teil des Buches. Kaum wo findet man so kompakt so viele Vorschläge klar vorgestellt und klug diskutiert. Was spricht für und gegen Gehaltsobergrenzen im Profisport? Wie kann man verhindern, dass die besten Spieler immer zu den reichsten Vereinen wechseln? Wie macht das die US-amerikanische National Football League? Schwermer zeigt auch ein spannendes Punktesystem aus dem australischen Frauen-Rugby auf. Jede Spielerin wird mit Punkten nach ihrer Stärke bewertet (Nationalspielerinnen, Spielerfahrung in der obersten Liga, usw.). Jeder Verein darf nur Spielerinnen mit einem bestimmten Gesamtpunkte-Score im Team haben. Hat man zu viele gute Spielerinnen, muss man welche abgeben.

Wie stark sollen die Einnahmen im Fußball umverteilt werden? Das geschieht ja teilweise mit den Fernsehgeldern, aber einst gab es das Prinzip, dass die Gastmannschaft immer 20 Prozent der Eintrittsgelder erhielt. Was würde das bedeuten? Oder würde es schon reichen, wenn jeder Verein nur eine bestimmte, niedrige Zahl von Spieler:innen in seinem Kader haben darf, er nicht einen zu großen Anteil der besten Fußballer:innen verpflichten und auf der Ersatzbank oder Tribüne sitzen lassen kann? In Deutschland ist gesichert, dass 50+1 Stimme der Profifußballabteilung immer dem Sportverein gehört. Aber ist dieses System so gut, wie man glaubt? Müsste man nicht noch weitere Schritte setzen, dass diese Stimme des Vereins mit den Stimmen der Investoren mithalten kann? Und brauchen wir im Fußball wirklich diese Pyramidenstruktur von unten nach oben? Könnten wir uns eine Galaxie der Ligen vorstellen. Eine Liga für die Ultrà-Kultur mit Pyrotechnik und Stehplätzen, eine Disney-Liga mit Maskottchen für Kinder und Halbzeitprogramm, eine Liga für politisch verfeindete Gruppen, eine Mixed Liga, in der Frauen und Männer zusammen spielen? Für Schwermers Buch typisch: Sie zeigt immer auch alle Gegenargumente auf, die ihr einfallen. Zum Beispiel: „Kleine Galaxien laufen Gefahr, nur dieselbe Klientel anzuziehen, es gibt keine Begegnungen mehr, es entstehen Filterblasen.“ (S. 232) Denn die große Idee der gemeinsamen Liga ist die Verständigung.

Was trägst du bei?

Auch im Amateurbereich gilt es zu diskutieren, was man will. Sollen Fußballer:innen der unteren Ligen mit dem Fußball Geld verdienen? Oder sollte das nicht eher den Schiedsrichter:innen, dem freiwilligen Personal, das nach dem Spiel die Toiletten putzt und den Parkplatzeinweiser:innen vorbehalten sein? Ist es gerecht, dass diejenigen verdienen, die „spielen“? Schwermer schlägt grundsätzlich vor, dass wir uns nicht mehr gegenseitig danach fragen, was unsere Jobs sind, sondern: Was trägst du bei?

Stefan Wally

Alina Schwermer: Futopia
Aufbruch in die Welt von morgen.
Verlag Die Werkstatt, Bielefeld 2022; 448 Seiten

Warum fordern wir nicht dies: keine Ausrichtung mehr von Großturnieren durch einzelne Nationalstaaten.

Geschichte
Es könnte alles anders sein

David Graeber und David Wengrow dekonstruieren die gängige Erzählung menschlicher Entwicklung. Annette Kehnel eröffnet mit einer Historie der Nachhaltigkeit neue Sichtweisen. Moritz Rudolph versucht sich an einer Deutung gegenwärtiger weltpolitischer Tendenzen. Elke Seefried legt den Fokus auf eine Geschichte der Zukunft, Evke Rulffes schreibt über die Erfindung der Hausfrau.

Dieses Buch ist ein Versuch, mit der Erzählung einer anderen, hoffnungsvolleren und interessanten Geschichte zu beginnen.

David Graeber · David Wengrow

Anfänge

Die gängige Erzählung menschlicher Entwicklung lautet folgendermaßen: Bis zur neolithischen Revolution vor etwa 10.000 Jahren lebten die Menschen als Jäger und Sammler in relativ egalitären Kleingruppen. Im Zuge der Sesshaftwerdung und Einführung der Landwirtschaft wurden Überschüsse erwirtschaftet, die Eliten und Hierarchien hervorbrachten. Größere Zusammenschlüsse von Menschen machten das Zusammenleben komplexer, was Hierarchien und Verwaltungsapparate erforderte. Die Entwicklung der „Zivilsation“ brachte zwar Literatur, Wissenschaft und Philosophie hervor, allerdings auch patriarchale Strukturen, Kriege und Bürokratie.

Dieses Narrativ sozialer Evolution wollen der 2020 verstorbene Anthropologe David Graeber und der Archäologe David Wengrow in ihrem neuen Buch aufbrechen. Über zehn Jahre haben die beiden abseits ihrer akademischen Verpflichtungen damit zugebracht, eine „neue Geschichte der Menschheit“ zu verfassen. Das Ergebnis ist ein fast 670 Seiten starkes Buch, das die archäologischen und anthropologischen Erkenntnisse der letzten Jahrzehnte in einem eindrücklichen Werk zusammenbringt.

Der Ursprung des Stufenmodells

Laut Graeber und Wengrow liegen die Ursprünge gängiger Theorien gesellschaftlicher Entwicklung in der Reaktion europäischer Denker auf indigene Kritik. Indigene Amerikaner hätten sich durchaus kritisch über die Institutionen ihrer Eindringlinge geäußert, insbesondere die mangelnde Freiheit und die damit einhergehende Ungleichheit. Die Idee, menschliche Gesellschaften nach Entwicklungsstufen zu ordnen, die über jeweils charakteristische Technologien und Organisationsformen verfügen, geht maßgeblich auf Denker der Aufklärung zurück. Dabei werden Jäger, Hirten oder primitive Bauern als „Überbleibsel früherer Stadien unserer gesellschaftlichen Entwicklung“ (S. 77) dargestellt. Turgot beispielsweise betrachtete deren angebliche Freiheit und Gleichheit als Zeichen von Unterlegenheit, die nur möglich sei, da alle gleichermaßen arm wären.

Keine einheitliche Entwicklungslogik

Gegen dieses Stufenmodell spricht für die Autoren, dass Menschen immer schon mit verschiedenen Formen des Wirtschaftens und der sozialen Organisation experimentiert, mehrere dieser Formen gleichzeitig praktiziert oder nach Jahrhunderten wieder aufgegeben und später wieder aufgegriffen hätten. Menschen würden sich nämlich insbesondere dadurch auszeichnen, dass sie bewusste politische Entscheidungen treffen können. Bereits früh wären Menschen sehr mobil gewesen und hätten große Distanzen zurückgelegt. Dadurch lernten sie auch andere Kulturmerkmale kennen. Kulturareale wären entstanden, indem Menschen bewusst bestimmte Praktiken wie Ackerbau oder Sklavenhaltung übernahmen oder ablehnten. Bei dieser kulturellen Abgrenzung hätte es sich um einen politischen Prozess gehandelt, „weil er bewusste Auseinandersetzungen über die richtige Art zu leben beinhaltet.“ (S. 227) Damit grenzen sich die Autoren von jenen Ansätzen ab, die die Entstehung unterschiedlicher Kulturkreise auf Umweltfaktoren, vorherrschende Technologien oder kulturelle Aspekte zurückführen.

Dass Gesellschaften nicht unbedingt einem bestimmten Entwicklungsstadium zuzuordnen sind, zeigen auch jüngere Beispiele aus der Geschichte. Aufzeichnungen des französischen Soziologen und Ethnologen Marcel Mauss zu Beginn des 20. Jahrhunderts beschreiben den saisonalen Wechsel zwischen verschiedenen Organisationsformen unter Inuit: Während sie im Sommer in Kleingruppen unter strenger Führung des Familienoberhaupts auf die Jagd gingen, ließen sich die Inuit während der langen

Wintermonate an einem Ort nieder, an dem keine Hierarchien herrschten. Die Autoren beschreiben eine Reihe weiterer Gesellschaften, in denen das Ausüben autoritärer Macht ausdrücklich saisonal und befristet ist.

Komplexität und Egalität

Noch vor den ältesten bekannten Städten Mesopotamiens gab es auf dem Gebiet der heutigen Ukraine sog. „Megastätten“. Die größte davon, Taljanky im 4. Jahrtausend v. Chr., erstreckte sich über eine Fläche von dreihundert Hektar. Trotz dieser beachtlichen Größe gebe es keine Hinweise auf eine Zentralregierung oder Verwaltung. Obwohl die logistischen Herausforderungen einer solch großen Siedlung gewaltig gewesen sein dürften und Überschüsse produziert wurden, fänden sich „über acht Jahrhunderte hinweg […] kaum Hinweise auf Kriege oder den Aufstieg sozialer Eliten“ (S. 321). Auch in der berühmten jungsteinzeitlichen Großsiedlung Çatalhöyük in der heutigen Türkei lebten tausende Menschen auf relativ engem Raum – anscheinend ohne zentrale Autorität oder Elitenviertel. Für Graeber und Wengrow zeigen diese Beispiele, dass „eine hochgradig egalitäre Organisation im städtischen Maßstab möglich war“ (S. 325). Trotz ihrer Größe gelten solche Siedlungen aufgrund der Abwesenheit zentraler Kontrolle oder Verwaltung als „primitive“ Gesellschaften und werden daher nicht mit dem Begriff „Stadt“ gewürdigt. Gleichzeitig hätte es auch unter nicht sesshaften Jägern und Sammlern Statusgesellschaften mit strengen Rangordnungen oder Sklavenhaltung gegeben.

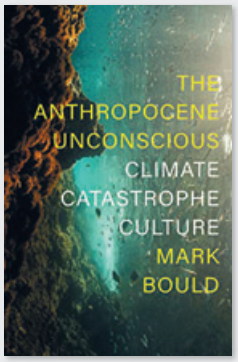
Es könnte alles anders sein

Anhand einer geradezu überwältigen Fülle an Beispielen aus allen Ecken der Erde illustrieren die beiden Autoren, wie unterschiedlich menschliches Zusammenleben in der Vergangenheit ausgesehen hat. Angesichts dieser Vielfalt an Optionen in der Menschheitsgeschichte sehen Graeber und Wengrow den gegenwärtigen Zustand der Welt auch nicht als unvermeidliches Ergebnis der Entwicklungen früherer Jahrtausende. Damit stellen sie sich gegen eine Gesellschaftstheorie, die die Entwicklung der Menschheitsgeschichte so darstellt, als hätte sie notwendigerweise dort enden müssen, wo wir heute stehen. Dadurch erscheint nicht nur die Geschichte, sondern auch der gegenwärtige Zustand unserer von Ungleichheit geprägten Gesellschaften alles andere als alternativlos.

Stefanie Gerold

David Graeber, David Wengrow: Anfänge
Eine neue Geschichte der Menschheit.
Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2022; 672 Seiten

Blick über die Grenzen
Was diskutieren Großbritannien und die USA



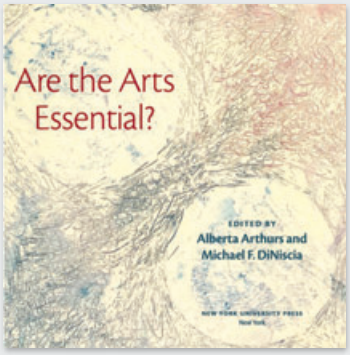
Mark Bould

The Anthropocene Unconscious

Der Science-Fiction-Experte Mark Bould erkundet in diesem Buch die unbeachtete Präsenz des Klimawandels in der heutigen Kultur. Nur wenige Romane oder Filme handeln direkt von dieser Bedrohung. Dennoch würden die Probleme keineswegs ignoriert. Im Gegenteil sei die Unterhaltungskultur durchdrungen von den vielfältigen Destabilisierungen des Anthropozäns. Wertschätzend gegenüber menschlicher Fantasie und mit Blick auf eine Sensibilisierung für Ungleichheiten, führt Bould eine wegweisende Kulturkritik ein, die das unbewusste Anthropozän aufzeigt.

Clara Buchhorn

Mark Bould: The Anthropocene Unconscious.
Climate Catastrophe Culture. Verso Books, London 2021; 176 Seiten



Alberta Arthurs · Michael F. DiNiscia

Are the Arts Essential?

Sind Künste essenziell für uns und für die Gesellschaft in der wir leben? Are the Arts Essential? Diese Frage stellen Alberta Arthurs und Michael F. DiNiscia und machen damit einen spannenden Raum voller Antwortmöglichkeiten auf. Die Wissenschaftler:innen sind je an der New York University tätig und haben mit dieser Publikation einen facettenreichen Sammelband geschaffen, der, so offen wie Künste und Kunstformen nun einmal sind, verschiedensten Perspektiven auf diese einleitend gestellte Frage Platz gibt. 26 Beiträge sind zur strukturellen und inhaltlichen Orientierung in fünf Kapitel aufgeteilt: „Strengthening Society“, „Benefiting the Individual“, „Finding and Fostering Community“, „Engaging the Sciences“, „Recording and Sharing Our Histories“. Das Zusammenfügen der Texte im Allgemeinen wie auch innerhalb der Kapitel im Speziellen, ergibt ein Konglomerat an Sichtweisen, das erfreulicherweise durch die titelgebende Frage erfolgreich zusammengehalten wird.

Womit befassen sich die einzelnen Artikel? Nun, beispielhaft: Alberta Arthurs stellt unter anderem fest, dass es eine Tendenz gibt, die Bedeutung von Künsten bei gesellschaftlichen Neuerfindungsprozessen zu unterschätzen. Karol Berger erkennt Möglichkeiten, Identitäten zu formen und unsere Zukunft zu erfinden. Und K. Anthony Appiah skizziert in Bezugnahme auf Marcel Duchamp etwa drei Punkte, um zu konkludieren: „My three sketches aim to remind us, first, that art enriches our options, in life in general; second, that it does so in politics in particular; and third, that it connects us powerfully to each other. It’s only because we can understand what it would be for the world to be different from the way it is that we can build models of the ideal. And in building such idealizations, art matters, because it allows us to grasp what isn’t, or isn’t yet, so.“ (S. 67) Katharina Kiening

Alberta Arthurs, Michael F. DiNiscia (Hg.): Are the Arts Essential?
New York University Press, New York 2022; 344 Seiten

Die Geschichte der Nachhaltigkeit ist im Grunde genommen eine Geschichte der Resilienz.

Geschichtsdialektik funktioniert ja nicht einfach so, dass einer stirbt und der andere übrig bleibt, der dann weitermachen kann, wie bisher.

Annette Kehnel

Wir konnten auch anders

Annette Kehnel, Professorin für Mittelalterliche Geschichte, schildert Ansätze eines Wirtschaftens unter Beachtung ökologischer Kreisläufe. Das Mittelalter erscheint darin nicht als finstere Epoche, in der die Mehrheit der Menschen unter miserablen hygienischen und wirtschaftlichen Bedingungen gelebt hätte, wie dies etwa Steven Pinker beschreibt, sondern als Epoche blühender kooperativer Wirtschaftsformen. Kehnel porträtiert Waldgenossenschaften, gemeinschaftlich genutzte Almweiden oder Fischgründe; sie schildert die Ordnungen der Handwerkerzünfte sowie des weit verbreiteten Reparaturgewerbes. Die Ausdifferenzierung in verschiedene Berufe ist – so wird im Buch deutlich – keine Erfindung des arbeitsteiligen Wirtschaftens der heutigen Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft. Über 1500 Berufe soll es allein im mittelalterlichen Frankfurt gegeben haben. Second Hand-Läden sind ebenso keine neue Erfindung. Denn Re-Use und Recycling war im Mittelalter gang und gäbe. Die neu entstehenden Klöster oder den Frauen vorbehaltene Beginen-Gemeinschaften schildert Kehnel als innovative Formen von „Ermöglichungsgemeinschaften“ (S. 97) mit dem Ziel, weitgehend autark zu wirtschaften. Mit dem im Spätmittelalter aufkommenden Bankenwesen der florierenden Handelsstädte sind auch neue Finanzierungsformen für Kleinbetriebe entstanden – den späteren Genossenschaftsbanken oder heutigen Mikrokredit-Bewegungen ähnlich.

Kehnel eröffnet neue Sichtweisen: „Vor der Erfindung des Kapitalismus arbeiteten die meisten Menschen nicht besonders lange“, schreibt sie. „Rhythmus und Geschwindigkeit des Lebens waren andere. Die Menschen verfügten sicherlich über weniger Geld, aber sie hatten mehr Zeit.“ (S. 32) Die Historikerin leugnet die diversen Probleme des Mittelalters nicht, macht aber deutlich, dass wir aus der vorkapitalistischen Wirtschaftsgeschichte durchaus für die Bewältigung der aktuellen ökologischen und sozialen Probleme lernen könnten. Wir müssten uns einem „Realitätscheck“ (S. 14) stellen, meint sie. Der „Erfindung der Wegwerfgesellschaft“ (S. 12) sowie dem „homo oeconomicus“, dem „verzweifelten Helden der Moderne“ (S. 13) müsse ein gemeinschaftlich orientiertes Wirtschaften in Kreisläufen folgen. Die erfordere auch einen mentalen Wandel. Denn: „Wie eine Wolke schwebt das unausgesprochene Gesetz der linearen (Höher)-Entwicklung in unseren Köpfen.“ (ebd.). Wir sind gut beraten, uns davon zu lösen. Hans Holzinger

Annette Kehnel: Wir konnten auch anders
Eine kurze Geschichte der Nachhaltigkeit.
Karl Blessing Verlag, München 2021; 488 Seiten

Moritz Rudolph

Der Weltgeist des Lachs

Der Weltgeist als Lachs ist die Verbindung zweier Essays des politischen Theoretikers Moritz Rudolph, der sich 2019 an einer Deutung gegenwärtiger weltpolitischer Tendenzen in Richtung China widmete. Darüber hinaus sah er im Ausbruch der Pandemie einen Tendenzbeschleuniger der Welt im Wandel. Einleitend geht Rudolph aktuellen globalen Entwicklungen anhand der hegelschen Weltgeschichtsphilosophie nach. Hegels Dialektik folgend, „Anfangs- und Endpunkt in eins zu setzen, sodass sie am Ende wieder ‚in ihren Ursprung mündet‘“ (S. 9), zeichnet der Autor die Reise des Weltgeistes weiter. So kann, in Anlehnung an Francis Fukuyamas *Ende der Geschichte* der Zusammenbruch des Ostblocks und die Durchsetzung liberaler Demokratien nicht das Ende der Geschichte sein: „Geschichtsdialektik funktioniert ja nicht einfach so, dass einer stirbt und der andere übrig bleibt, der dann weitermachen kann, wie bisher. Auch der Überlebende muss etwas vom Wesen des Besiegten in sich aufnehmen und damit selbst einen kleinen Tod sterben, der mit der Zeit immer größer wird, bis auch er verschwindet.“ (S. 10) Den Verdacht, dass Anfang und Ende des Weltgeistes in China anzutreffen seien, begründet der Autor mit der Soziologin Janet Abu-Lughod, welche die erste Globalisierung als Produkt des mongolischen Reiches bestimmt, sowie mit Horkheimers pessimistischen Geschichtsprognosen der 1960er, worin er das Ende der Welt als eine „völlig verwaltete, automatisierte großartig funktionierende Gesellschaft“ (S. 16) beschreibt, „in der das einzelne Individuum zwar ohne materielle Sorgen leben kann, aber keine Bedeutung mehr besitzt“ (S. 16). Wesentliche Faktoren für Chinas potentiellen Erfolg seien Rudolph zufolge die unübertroffene Menge an gespeicherten Daten sowie die damit zusammenhängenden Forschungen zu künstlicher Intelligenz, welche in absehbarer Zeit einen prägenden Entwicklungsschritt vollziehen könne. Verbunden mit dem Wachsen autoritärer Tendenzen in den USA durch Trump, den rasanten Fortschritt der KI-Forschung und dem Erstarken des chinesischen Einflusses sei der Weg zum künstlichen ewig herrschenden Kaiser geebnet. Im Schlussteil wird vertiefend analysiert, wie die Pandemie als Tendenzbeschleuniger dieser Entwicklungen fungiert. Das Buch begleitet Leser:innen auf einer wilden Reise voller Spekulationen, Geschichtswissen und philosophischen Ansätzen. Am Ende erhält man keine finale Antwort, ist dafür aber um viele Ideen und eigene Spekulationen reicher. Carmen Bayer

Moritz Rudolph:
Der Welgeist des Lachs
Matthes und Seitz Berlin, Berlin 2021; 127 Seiten

Elke Seefried (Hg.)

Politische Zukünfte im 20. Jahrhundert

Elke Seefried ist stellvertretende Direktorin des Instituts für Zeitgeschichte (IfZ), Historikerin und beschäftigt sich schwerpunktmäßig mit der Zukunft, genauer gesagt, mit der Geschichte der Zukunft. Dieser Band stellt Zukunftsentwürfe politischer Parteien und Bewegungen im 20. Jahrhundert vor. Die Texte diverser Autor:innen basieren auf Vorträgen, die bei einer Tagung des IfZ im Jahr 2017 gehalten wurden. Es geht um die Zukunftsbilder des gesamten politischen Spektrums, von der kommunistischen Bewegung bis hin zu nationalsozialistischen Konzeptionen.

In der Zusammensicht der Bilder erkennt Seefried in der Einleitung, dass der Entwurf und die Kommunikation politscher Zukunft im 20. Jahrhundert nicht nur von den Deutungs- und Ordnungsmustern der jeweiligen politischen Partei bzw. Bewegung abhingen, sondern auch von den Interaktionen und dem Kontext des jeweiligen politischen Systems. Das erklärt auch, warum die Zukunftsbilder derselben Parteien oder Bewegungen sich im Laufe der Zeit stark veränderten.

Zukunftsbilder im Wandel der Zeit

Man kann dies anhand von vielen Beispielen des Buches erläutern. Da wäre etwa der politische Liberalismus. Im 19. Jahrhundert stand das Vertrauen in Wissenschaft, Vernunft und Fortschritt im Mittelpunkt des Denkens der Liberalen. Weltkrieg und Revolution einerseits und die Konkurrenz mit sozialistischen Bewegungen andererseits führten zu einem abrupten Wandel. Nun stand die Suche nach Ordnung und Stabilität für die meisten Liberalen im Mittelpunkt.

Auch bei den Sozialdemokrat:innen kann man die Verschiebung der eigenen Zukunftsvorstellungen im Zusammenspiel mit gesellschaftlichen Veränderungen klar nachvollziehen. Traditionell dominierte ein Oszillieren zwischen dem Bekenntnis zur schrittweisen Reform zu einer konkret, sofort besseren Zukunft und dem Fernziel eines Sozialismus. Getragen war dies lange Zeit von einem starken Optimismus. In den 1960er Jahren war die Sozialdemokratie in einer Zeit des starken Fokussierens auf technologische Möglichkeiten (Sputnik etc.) ein natürlicher Trägerin der Idee der schrittweisen, pragmatischen Verbesserung der Welt durch technologische Verbesserungen. Das schlug spätestens in den 1980er-Jahren um. Das Ende der hohen Raten des Wirtschaftswachstums und die beginnende Diskussion der ökologischen Krise änderten die Zukunftsdiskussion der SPD deutlich hin zu pessimistischeren, zumindest zögerlicheren Fortschrittsversprechen. Die Christdemokrat:innen etablierten gleichzeitig die Erzählung, dass nun sie die Träger:innen der optimistischen Gestaltung der Zukunft wären, die Besitzstandwahrer:innen entgegentreten. Und Ende der 1990er-Jahre wendete sich das Blatt wieder, als unter dem Eindruck von Tony Blairs New Labour die Kombination von Modernisierungserzählungen, Marktakzeptanz und positiven technologischen Erwartungen die Führerschaft beim Begriff Zukunft (vorübergehend) an die Sozialdemokrat:innen zurückging.

Wichtig freilich ist auch die Umweltbewegung. Ihre Beiträge zur Zukunftsdebatte haben entscheidenden Einfluss auf der Bühne der Diskussionen. Auch Robert Jungks Buch *Der Atomstaat* bestimmte hier einen der Stränge der Diskussion (S. 330f.). Die Umweltbewegung, die Grünen, sowie Anti-AKW-Aktivist:innen als Apokalyptiker:innen zu beschreiben, wird der Bewegung nicht gerecht, zeigt Seefried. Klar: Die Warnungen vor ökologischen Katastrophen waren zentral. Aber: „Andererseits jedoch antizipierten sie in kreativer Weise neue Möglichkeiten positiver Wege in die Zukunft. Ihr Zukunftsdenken blieb somit vielschichtig und schloss nicht nur zivilisationskritische Züge, sondern auch Zukunftsoptimismus mit ein.“ (S. 340)

Eine regelrechte Wissensfundgrube

Dies sind nur einige Beispiele aus dem Buch, die das Zusammenspiel von gesellschaftlichen Debatten und der Formulierung von Zukunftsbildern in Parteien und Bewegungen darstellen. Das Buch ist darüber hinaus eine Fundgrube für das bessere Verständnis der politischen Programmatik. Wir erfahren, wie Konservative nach vorne zu schauen lernten, als sie weder die Weimarer Republik akzeptieren wollten, noch die Rückkehr zum Kaiserreich mehr für wünschenswert hielten. Es war die Geburtsstunde der Denkweise der „Konservativen Revolution“. Wir sehen, wie im politischen Katholizismus die religiöse Erwartung einer letzten Vollendung im Jenseits große Zielvorstellungen für das Diesseits nicht notwendig erscheinen ließ. Das hatte ein großes, konkretes, alltägliches Engagement im Hier und Jetzt zur Folge, was ein Geheimnis der Stärke der katholischen Zentrumspartei war.

Die Demokratie liefert eine ganze Palette an Zukunftsbildern für die Bürger:innen. Die Bilder zeigen dabei nicht nur Visionen einer besseren Welt, sie illustrieren immer, wie die jeweiligen politischen Vorstellungen in der Lage sind, auf die aktuellen Umstände und Debatten zu reagieren. Stefan Wally

Elke Seefried (Hg.):
Politische Zukünfte im 20. Jahrhundert
Parteien, Bewegungen, Umbrüche.
Campus Verlag, Frankfurt 2022; 389 Seiten

Schließlich zeigt der Band, wie sehr politische Zukünfte konkurrierende Zukünfte waren und sind.

Evke Rulffes

Die Erfindung der Hausfrau

Die Unsichtbarkeit von Frauen und der von ihnen geleisteten Arbeit ist zu einem zentralen Topos geworden. Es geht dabei um reale Diskriminierung und um Wahrnehmungsmuster, die diese verschleiern. „Weibliche Unsichtbarkeit“ beschreibt eine systemische Dimension der Diskriminierung, die tiefer liegt als die greifbaren und offensichtlichen Formen von Benachteiligung. Es geht um das, was ausgeblendet bleibt, weil durch die männliche Dominanz in Wissenschaft, Wirtschaft und Politik die Paradigmen anders gesetzt wurden – gleich einem Scheinwerfer, der manches ausleuchtet, anderes aber im Dunkeln lässt.

Das Konzept der bürgerlichen Hausfrau entwickelte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts.

Zur „Weiblichen Unsichtbarkeit“

Drei Bücher vor allem haben sich um diese Vertiefung verdient gemacht. So weist die Journalistin und Aktivistin Caroline Criado-Perez nach, dass die in der Gesellschaft erhobenen Daten Frauen systematisch nicht abbilden – eine „geschlechterbezogene Lücke“, die Frauen systematisch benachteiligt. Die Sozial- und Systemwissenschaftlerin Riane Eisler wiederum zeigt, dass Fürsorge und Care-Arbeit, also die spezifische vorwiegend von Frauen geleistete Art von Arbeit, in der etablierten Wirtschaftstheorie und -praxis ausgeblendet bleibt. Und die Frühhistorikerin Marylène Patou-Mathis schließlich zerstört den hartnäckigen Mythos, dass sich das Leben der Frauen in früher Zeit aufs eigene Heim konzentrierte, während die Männer für Schutz, Jagd und Krieg zuständig waren. Sie zeigt detailliert, dass die Geschichtswissenschaft über eineinhalb Jahrhunderte lang von einer Ideologie geprägt war, die Frauen systematisch abwertete. Weibliche Unsichtbarkeit ist die systemische Form der Diskriminierung von Frauen. Und sie hat dieselben Wurzeln wie die Ablehnung alles Fremden und Andersartigen in Form des Rassismus.

Viel an Recherche wird noch nötig sein, das Wirken dieser Diskriminierung durch Konstruktion von Wahrnehmungsmustern nachzuzeichnen und zu zeigen, wie sich diese sich in realer Benachteiligung gewissermaßen verdinglichen. Etwa wie das Rollenbild der Hausfrau, das den Wirkungskreis der Frau auf das eigene Heim beschränkt und zugleich ihre dort geleistete Arbeit entwertet und unter den Wahrnehmungshorizont drängt, sich gesellschaftlich durchsetzen und so große Macht entfalten konnte. Das ist das Thema von Evke Rulffes und ihrem Buch *Die Erfindung der Hausfrau*. Darin zeigt sie, wie dieses wirkmächtige Rollenbild entstand und aus ideologischen Motiven durchgesetzt wurde.

Die Autorin schöpft dabei vor allem aus einer frühen Form der Ratgeberliteratur, die im 17. und 18. Jahrhundert recht verbreitet war: Alltagsratgeber für die Bewirtschaftung von großen Landhaushalten, konkret *Die Hausmutter in allen ihren Geschäften*, erschienen 1778 bis 1781. Diese Hausmutter ist allerdings nicht identisch mit der Hausfrau. Sie ist die Betriebsleiterin, die über eine mehr oder weniger große Zahl von Bediensteten verfügt, Einblick in die Finanzen hat, um ihren Mann gegebenenfalls vertreten zu können, die das Personal anleitet und ihr Haus gesellschaftlich repräsentiert. Dieses Rollenmodell aber erodiert. In einer historischen Umbruchsituation, als sich die moderne bürgerliche Gesellschaft zu formieren beginnt, entsteht die Hausfrau als neues Rollenmodell. Die Frau wird „von der Herrin im Haus zur Dienerin am Mann“ (S. 208). Entscheidend dabei: die Idealisierung der Mutterrolle. „Der Wandel von der Figur der Hausmutter als tatkräftiger, zum Vermögen des Hauses produktiv beitragender Hälfte des Arbeitspaares zur Figur der bürgerlichen Hausfrau, deren Aufgaben als durchweg reproduktiv angesehen werden, verläuft über die Schnittstelle der Figur der Mutter.“ (S. 208)

Mit dem Aufkommen des Bürgertums wurde männliche Arbeit „zunehmend mit dem sich professionalisierenden Beruf, weibliche Arbeit mit ihrem Geschlecht verknüpft.“ (S. 226) Bürgerliche Ehefrauen übernahmen zunehmend auch Haushaltstätigkeiten, die zuvor als bezahlte Dienstleistungen ausgeführt worden waren – nun unentgeltlich. Hinzu trat ein ideologisches Motiv: die Theorie vom aktiven Mann und der passiven Frau, die in der Rolle der Dienerin und Mutter aufgeht. Propagiert wurde dieses „neue idealisierte Mutterbild“ (S. 173) vom preußischen Staat aus bevölkerungspolitischen Motiven.

Vielerlei, schlaglichtartige Einblicke

Rulffes‘ Quellenstudie bündelt wie ein Brennglas Diskurse der Zeit. Sie liefert aber wegen des kurzen Erscheinungszeitraumes der Hausmutter-Ratgeber allenfalls schlaglichtartige – und zuweilen recht detailverliebt verfasste – Einblicke in die historische Entwicklung. Der Anspruch, den Wandel von der Hausmutter zur Hausfrau zu erklären, stützt sich dann mehr auf Sekundärquellen. Dennoch ist dieses Buch ein wichtiger Beitrag, die Unsichtbarkeitslücke zu schließen. Und es bietet Einblicke in Ernährung, Wohnen und Hygiene in einer zurückliegenden Zeit, in der gleichwohl die Weichen für die Diskriminierung der Frauen heute gestellt wurden.

Winfried Kretschmer

Evke Rulffes: Die Erfindung der Hausfrau
Geschichte einer Entwertung.
Harper Collins, Hamburg 2021; 256 Seiten

ZUKUNFTSFORSCHUNG
Kurzinterview & Podcasts

KURZINTERVIEW

Karlheinz Steinmüller studierte Physik und Philosophie und promovierte 1977 an der Humboldt-Universität in Berlin zum Dr. phil. Parallel zu seiner Tätigkeit als Wissenschaftler am Berliner Zentralinstitut für Kybernetik und Informationsprozesse baute er sich ein zweites Standbein als freischaffender Schriftsteller im Science-Fiction-Genre auf. Nach der Wiedervereinigung Deutschlands legte Steinmüller erneut einen verstärkten Fokus auf wissenschaftliches Arbeiten. Von 1991 bis 2001 war er Projektmanager am Sekretariat für Zukunftsforschung in Gelsenkirchen, 1997 Mitgründer der Unternehmensberatung Z_punkt GmbH, für die er bis heute als wissenschaftlicher Direktor fungiert. Nach wie vor publiziert Steinmüller allein sowie gemeinsam mit seiner Frau Angela Steinmüller Belletristik im Science-Fiction-Genre.

© Privat

Karlheinz Steinmüller, was verstehen Sie unter Zukunftsforschung?
Die Zukunftsforschung befasst sich aus einer umfassenden und langfristigen Perspektive mit den großen Problemen, den Herausforderungen unserer Zeit. Sie erkundet mögliche Entwicklungen und arbeitet – als strategische Vorausschau – Handlungsoptionen heraus.

Im Gegensatz zu populären Zukunftsbildern, darunter auch den literarischen, zeichnet sich die Zukunftsforschung durch eine systematische Herangehensweise nach erprobten Methoden mit einer soliden Faktenbasis im Hier und Heute aus. Ein Kernpunkt besteht darin, Ungewissheiten, unterschiedliche Arten und Grade von Nichtwissen zu identifizieren und zu analysieren. Kurzum: Zukunftsforschung betreibt nicht Wissensmanagement sondern Management von Nichtwissen.

Wo liegen im Kontext der Zukunftsforschung Ihre Arbeits- und Forschungsschwerpunkte?
Nach wie vor gilt mein besonderes Interesse Wild Cards, überraschenden Störereignissen mit einer geringen A-priori-Wahrscheinlichkeit und massiven Auswirkungen. Wild Cards verändern nicht nur die Zukunft, sondern auch unser Bild von der Realität, einschließlich der Vergangenheit. Sie sind Erschütterungen der geistigen Landkarte. Ich bin ständig dabei, derartige Wild Cards zu suchen und zu sammeln. Wo gibt es blinde Flecken in meiner Wirklichkeitswahrnehmung? Und wie kann ich sie überwinden? Was könnte mich überraschen? Was könnte uns als europäische Gesellschaften „kalt erwischen"?

Ganz allgemein interessiert mich das Methodenrepertoire der Zukunftsforschung. Und naheliegenderweise finde ich als SF-Autor spannend, wie narrative Szenarien gestaltet werden können und wo die Unterschiede von Zukunftsforschung und Science Fiction liegen.

Und woran arbeiten Sie gerade?
Derzeit bewegt mich die Fragestellung, ob der Einsatz von Künstlicher Intelligenz methodische Neuerungen nach sich zieht. Ich vermute, dass datengetriebene Analysen wesentlich weiterentwickelt werden, aber ich erwarte keinen grundsätzlichen Paradigmenwechsel. Die Zukunft bleibt ungewiss, auch die besten Algorithmen sind nicht ansatzweise in der Lage, Veränderungen zu verstehen (die heutigen KIs verstehen ohnehin nichts), exakte Vorhersagen bleiben leider und zum Glück Illusion.

Im Übrigen habe ich gerade für die Europäische Umweltagentur an der Ausgestaltung von Szenarien zu einem nachhaltigen Europa 2050 mitgearbeitet. Interessanterweise gibt es mehr als ein positives Zukunftsbild, wie ein nachhaltiges Europa aussehen könnte und was die große Transformation anschieben und prägen würde. Aber auf jedem Weg gibt es Konflikte und schmerzhafte Kompromisse.

Welche drei Buchempfehlungen würden Sie aussprechen und weshalb?
Für diejenigen, die sich für die erkenntnistheoretischen Grundlagen der Zukunftsforschung interessieren, kann ich noch immer einen sehr klar geschriebenen Klassiker empfehlen: Nicholas Reschers *Predicting the Future. An Introduction to the Theory of Forecasting* (1998).

Zur Geschichte der Zukunft in Deutschland haben in den letzten Jahren Elke Seefried, Joachim Radkau, Achim Eberspächer und Lucian Hölscher hervorragend recherchierte und absolut lesenswerte Bücher vorgelegt, die uns auch ein besseres Verständnis davon vermitteln, wo Chancen und Probleme der Zukunftsforschung aktuell liegen. Eines herauszugreifen wäre den anderen gegenüber ungerecht. Nicht vergessen möchte ich aber – Vorsicht Eigenwerbung! – den neusten Band von Angela und mir *Streifzüge. Essays zu zweihundert Jahren Science Fiction* (2021). Wir analysieren darin Zukunftsvorstellungen von den französischen utopisch-fantastischen Reiseromanen des 18. Jahrhunderts bis hin zu Alternativgeschichtsromanen, in denen die DDR fortexistiert.

Welche Begegnungen oder Texte haben Ihre Weltsicht auf den Kopf gestellt?
Fasziniert haben mich vor vielen Jahren Arthur C. Clarkes *Im höchsten Grade phantastisch* und später Stanisław Lems *Summa Technologiae*, beides technisch-visionäre Werke, in denen sich auch schon Elemente des Transhumanismus abzeichneten. Viel wichtiger für meine Sicht auf die Welt war aber ein Ereignis: Als Heranwachsender habe ich am 21. August 1968 früh um fünf den Einmarsch der Sowjettruppen in die Tschechoslowakei hautnah miterlebt. Die Panzer sind direkt unter meinem Fenster vorbeigedonnert, um etwas zu zerschlagen, auf das ich große Hoffnungen gesetzt hatte – den Prager Frühling. Das hat mich nicht nur politisch geprägt, sondern mir zum ersten Mal schmerzhaft gezeigt, wie fragil unsere Welt ist, wie verletzlich unsere Zukunftshoffnungen sind.

www.z-punkt.de

PODCASTS

Edition Zukunft

Die Tageszeitung *Der Standard* produziert diesen zweiwöchentlichen Podcast, der über das Leben und die Welt von morgen sprechen möchte. Die Themenauswahl ist breit angelegt, zu hören gibt es etwa: „Wie die ‚essbare Stadt' der Zukunft aussehen könnte", „Land des Betons: Wie stoppen wir Österreichs Flächenfraß?", „Wann besiedeln wir den Mars und wer könnte dort regieren?". www.standard.at

mal angenommen ...

„Der tagesschau Zukunfts-Podcast: mal angenommen" – hier werden aktuelle politische Ideen und Debatten in die Zukunft weitergedacht sowie in Gedankenexperimenten mögliche Konsequenzen durchgespielt. Die zuletzt durchgespielten Fragestellungen waren unter anderem: „Ukraine-Krieg vorbei? Was dann?", Europäische Armee? Was dann?", „Russische Cyber-Angriffe? Was dann?". Alle zwei Wochen erscheint eine neue Folge.
www.tagesschau.de

Knowledge for Future

Über nachhaltiges Wirtschaften und Klimaschutzpolitik informiert „Knowledge for Future – Der Umwelt-Podcast". Das Ecologic Institut produziert diese Reihe gemeinsam mit detektor.fm in monatlichen Zeitabständen. www.detektor.fm

Future Histories

„Der Podcast zur Erweiterung unserer Vorstellung von Zukunft" wird von Jan Groos produziert, zweiwöchentlich erscheint eine neue Folge. Gesprächspartnerinnen und Themen waren etwa bisher: „Alexander Kluge zu Zukünften der Kooperation", „Jutta Weber zu K.I. und datengestützter Kriegsfürhung.
www.futurehistories.today

Die guten Seiten der Zukunft

„Wie können wir mit neuem Denken und beherztem Tun die Krisen unserer Zeit bewältigen?" Der oekom Podcast – ein Gemeinschaftsprojekt des oekom Vereins mit dem oekom Verlag – möchte zu dieser Frage Denkanstöße liefern. Monatlich erscheint eine neue Folge. www.oekom-verein.de

Treffpunkt: Zukunft

Der Podcast des Zukunftsinstituts möchte für einen „kritischen, aber auch optimistischen Blick auf Zukunft" sorgen. Expert:innen aus diversen Bereichen diskutieren regelmäßig mit Tristan Horx und Judith Block, um aktuelle wie langfristige Entwicklungn in den Blick zu nehmen.
www.zukunftspodcast.de

Der Zukunftspodcast

Ars Electronica und Life Radio produzieren gemeinsam diesen Podcast, um zukunftsrelevante Themen einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.
Der Fokus liegt bei diesem Format auf den Bereichen Künstliche Intelligenz, virtuelle Realitäten und digitaler Humanismus.
www.ars.electronica.art

Was kommt danach?

Regelmäßig veröffentlicht die Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen Podcastfolgen mit Gäst:innen ihrer Veranstaltungsreihen. In einem 20-minütigen Gespräch werden Infos aufbereitet.
www.jungk-bibliothek.org

VERÄNDERN SIE DIE WELT DURCH LESEN!

MIT 16 € IM MONAT FÖRDERN UND EIN KOSTENLOSES BUCHABONNEMENT BEZIEHEN!

Mit einer Förderung von 16 € (Studierende 10 €) im Monat erhalten Sie, oder die von Ihnen Beschenkten, als Dankeschön regelmäßig relevante Zukunftsliteratur frei Haus. Die Auswahl der Bücher erfolgt in Abstimmung mit der Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen, mit den Autoren und Verlagen.
Zur Begrüßung senden wir Ihnen alle lieferbaren Titel aus unserer Zukunftsbibliothek – derzeit über 42 Titel im Wert von mehr als 600 € und in Zukunft mehrmals im Jahr relevante Literatur. Es entstehen Ihnen keine weiteren Kosten und Sie unterstützen zusätzlich unsere Arbeit für eine Welt in Balance.

Mehr Informationen zur Titelliste und dem Abonnement erhalten Sie unter www.globalmarshallplan.org/buchabo, Tel +49(0)40822904-20, Fax -21 oder info@globalmarshallplan.org.

WWW.GLOBALMARSHALLPLAN.ORG

Global Marshall Plan
balance the world

ZUKUNFTSFORSCHUNG

Veranstaltungen der Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen

RÜCKSCHAU

Regelmäßig finden die Veranstaltungsformate „Montagsrunde“, „Zukunftsbuch“ und „Projekte des Wandels“ in der Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen (JBZ) statt. Interviews mit allen Referierenden finden Sie auf dem YouTube-Channel der JBZ sowie im Podcast „Was kommt danach“.

Folgen Sie uns: @robertjungkbibliothek
www.jungk-bibliothek.org

Krise. Die Krisengefühle der Moderne
Mit Sabine Haring-Mosbacher, Soziologin, Uni Graz

Antirassismus: Politik & Praxis. Wie kann antirassistische Politik in der Praxis umgesetzt werden?
In Kooperation mit Club Alpbach Salzbrug. Mit Noomi Anyanwu (Black Voices Volksbegehren), Hanna Begić (Magazin Qamar) und Andrea Klambauer (Salzburger Landesrätin). Moderation: Maria Anwar (Club Alpach Salzburg)

Verschwörung! Wo gibt’s das wirklich?
Mit Michael Butter, Kulturwissenschaftler, Uni Tübingen

Immer-mehr und Nie-genug? Eine kurze Geschichte der Maßlosigkeit
In Kooperaton mit der FH Salzburg. Mit Bernhard Ungericht, Autor & Wirtschafspädagoge, Uni Graz

Bedingungsloses Grundeinkommen. Ansätze in Südkorea und Österreich
In Kooperation mit Runder Tisch Grundeinkommen Salzburg und Afro-Asiatisches Institut Salzburg. Mit Geum Min (Basic Income Earth Network Südkorea) und Georg M. Sorst (Runder Tisch Grundeinkommen)

Das Ende der Arbeit, wie wir sie kannten. Ist es nun soweit?
Mit Klaus Firlei, Präsident der Robert-Jungk-Stiftung & Jurist, Uni Salzburg

Anders leben, wirtschaften und mobil sein
In Kooperation mit der Fahrradlobby Salzburg und dem Wohnprojekt „Gut überdacht“. Mit Tobi Rosswog, Dozent & Aktivist

Wohin geht der ORF?
Mit Waltraud Langer, Landesdirektorin des ORF in Salzburg

Regionalisierung des Wirtschaftens. Eine Utopie?
Gefördert von der Österreichischen Gesellschaft für Politische Bildung. Mit Roland Bamberger (Plattform „kauftregional“), Nicole Berkmann (Sprecherin der SPAR Österreich-Gruppe), Ulrike Gangl (Obfrau von Bio Austria Salzburg), Renate Holzer (COOPinzgau), Liesi Löcker (Lungauer Regionalladen, Sauschneiderhof)

Die Welt von morgen
In Kooperation mit dem Literaturfest Salzburg. Mit Paul Mason, Journalist & Autor

Ausgrenzung! Wie man aus der Geschichte lernen kann
Mit Waltraud Langer, Landesdirektorin des ORF in Salzburg

Verantwortlich anders reisen
Mit Maria Kapeller, Reisejournalistin & Autorin

VORSCHAU

Alle Veranstaltungen finden in der JBZ statt und werden zudem via Zoom gestreamt. Anmeldungen sind ab drei Wochen vor dem Event über unsere Website möglich. Eine Auswahl der kommenden Themen finden Sie nachfolgend:

Kriegslogik. Die verschiedenen Antworten auf die militärische Aggression in der Ukraine im Dialog | 20. Juni
In Kooperation mit dem Friedensbüro Salzburg. Mit Hans-Peter Grass (Friedensbüro), Günther Marchner (Organisationsentwickler, consalis), Martin Panosch (Honorarkonsul der Ukraine), Magdalena Mühlböck (JBZ)

(Wie) geht Energiegemeinschaft? Energiewende mit Unternehmen und Bürger:innen | 23. September
Gefördert von Smart City Salzburg. Mit Patrick Fuchs (Österreichische Koordinationsstelle für Energiegemeinschaften), Franz Kok (Obmann der Ökostrombörse), Daniel Reiter (Salzburg Netz GmbH), Fionn Herold (SIR, Fachbereich Energie)

30 Jahre Engagement für eine nachhaltige Welt. Hans Holzinger zieht Bilanz | 27. Juni
Mit Hans Holzinger, Nachhaltigkeitsexperte & Autor, Robert-Jungk-Bibliothek

„Crossing Uncanny Valley“. Auf dem Weg in eine digitale Gesellschaft aus natürlichen, hybriden und synthetischen Menschen und darüber hinaus | 04. Juli
Mit Harald Russegger, Psychologe & Informatiker

Jean Jacques Rousseau. Was hat er uns heute zu sagen? | 01. Aug.
Mit Mario Wintersteiger, Politikwissenschaftler, Uni Salzburg

Eine andere Zukunft für den Fußball | 19. September
Mit Alina Schwermer, Autorin von *Futopia. Ideen für eine bessere Fußballwelt*

JBZ
was kommt danach

Der **Zukunfts-Podcast** aus der Robert Jungk Bibliothek

Überall zu finden,
wo es Podcasts gibt.

Durch geöffnete Türen gehen Kenntnisse nicht nur hinaus, sondern fließen auch hinein.

Robert Jungk

jungk-bibliothek.org

JBZ
Robert **Jungk**
Bibliothek für
Zukunftsfragen